

Portal

Das Potsdamer Universitätsmagazin

Eins 2022



D I V E R S I T Y

#instadoors

Heute schon eine Tür aufgemacht? Sicher. Geht ja nicht ohne, es sei denn, man bleibt auf dem Sofa oder im Bett. Aber so richtig? Mit Gefühl, mit banger Vorahnung oder Hoffnung, dem Wissen, dass dahinter etwas anders wird? Türen eröffnen, verbinden und trennen, sie sind verschlossen, ein Hindernis oder eine Einladung – je nachdem, wie sie beschaffen sind und wie wir mit ihnen umgehen.

An der Uni Potsdam gibt es sicher Hunderte Türen, vielleicht sogar Tausende. Und auch wenn nicht alle davon jeder oder jedem offen stehen, wollen wir doch dazu einladen, die zu entdecken, die nicht für immer verschlossen sind. Deshalb zeigen wir alle zwei Wochen #instadoors: kleine und große, alte und neue, solche zu Büros, Hörsälen, Labors oder Mensen, lustige und ernste, bunte und farblose. Nicht immer können wir sie auch öffnen, aber stets werden wir etwas über sie erzählen. Und wen sie interessieren, der geht einfach hin und schaut selbst nach, was sich dahinter verbirgt. Nur so lassen sich die Uni und die Menschen, die sie ausmachen, wirklich kennenlernen.

Sagen Ihnen die drei Türen rechts etwas? Noch nicht? Erfahren Sie hier, wohin sie führen:

 www.instagram.com/unipotsdam



Impressum

Portal – Das Potsdamer Universitätsmagazin

ISSN 1618 6893

Herausgeber:

Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit

Redaktion: Dr. Silke Engel (verantwortlich),

Dr. Jana Scholz

Mitarbeit: Luisa Agrofylax, Antje Horn-Conrad,
Karina Jung, Heike Kampe, Dr. Stefanie Mikulla,
Matthias Zimmermann

Anschrift der Redaktion:

Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam

Tel.: (0331) 977-113 198, -1474, -1496

Fax: (0331) 977-1130

E-Mail: presse@uni-potsdam.de

Online-Ausgabe:

[www.uni-potsdam.de/up-entdecken/upaktuell/
universitaetsmagazine](http://www.uni-potsdam.de/up-entdecken/upaktuell/universitaetsmagazine)

Layout/Gestaltung:

unicom-berlin.de

Titel und Illustrationen:

monströös, Mareike Graf

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe:

1. September 2022

Formatanzeigen:

unicom MediaService

Tel.: (030) 509 69 89 -15, Fax: -20

Gültige Anzeigenpreislise: Nr. 2

www.hochschulmedia.de

Druck: ARNOLD group – Großbeeren

Auflage: 3.500 Exemplare

Papier: 100 % Recycling-Papier



Nachdruck gegen Belegexemplar bei
Quellen- und Autorenangabe frei.

Liebe Leserinnen und Leser.

In Europa herrscht Krieg, an unserer Universität diskutieren wir über Diversity. Passt das zusammen? Wir denken: ja. Fragen nach Gleichstellung, Diskriminierung und gesellschaftlicher Vielfalt sind irgendwie ständig präsent und doch scheint anderes immer wichtiger zu sein. Wenn wir aber darüber sprechen, wie Menschen unabhängig von ihrer Nationalität, ihrem Alter oder Geschlecht, ihrer Weltanschauung und Religion, ihrer sexuellen Orientierung, ihrem gesundheitlichen, ethnischen und sozialen Hintergrund, gleichberechtigt und ohne Hürden teilhaben können, sind wir mit Grundsatzzfragen konfrontiert. Und zugleich mit dem Ursprung von (gewaltvollen) Konflikten überall auf der Welt. Es handelt sich um ein Kernthema des demokratischen Zusammenlebens, nicht nur in Europa. Dabei geht es nicht zuletzt um das zutiefst Persönliche, um Fragen der Identität – doch das Private ist immer auch politisch.

Wie „schwarz“ ist eigentlich mein Seminarplan? Warum lerne ich im Studium der Literaturgeschichte so viel über Schiller und Goethe und so wenig über Bettina von Arnim oder Charlotte von Stein? Weshalb bin ich der einzige Doktorand im Kolloquium, dessen Eltern kein Abitur haben? Wieso finde ich viele Informationen an der Uni nur auf Deutsch? Wo ist der Fahrstuhl, der mich zum Hörsaal bringt? Spricht die jüngere Generation eine Sprache, die ich nicht mehr verstehe?

All diese Fragen zeigen auch, dass sich unsere Gesellschaft wandelt. Das, was früher als „normal“ galt, ist es heute nicht mehr – und eine Hochschule muss dem Rechnung tragen: in Lehre und Forschung, in der Studierendenbetreuung und als Arbeitgeberin. Und tatsächlich machen sich an der Universität Potsdam bereits viele Menschen über solche und ähnliche Fragen Gedanken. Das zeigt

die große Vielfalt an Projekten, Forschungsthemen und Lehrveranstaltungen zu Diversität, mit denen sich Studierende und Beschäftigte befassen – meist aus eigener Initiative. Und mit dem Diversity Audit, das die Hochschule derzeit durchläuft, könnte sie dem Ziel einer diversitätssensiblen und diskriminierungsfreien Einrichtung ein Stück näherkommen. Nicht zuletzt ist das Audit die Chance, dass Gleichstellung Teil der Marke „Uni Potsdam“ wird.

Wie immer bieten wir Ihnen über das Titelthema hinaus Einblicke in das, was Forschende, Studierende und Beschäftigte umtreibt: wie sie mit Astronauten über das Leben in einer Weltraumstation ins Gespräch kommen, die Haut von Buckelwalen untersuchen, um deren unsichtbare Bewohner besser kennenzulernen, die elitäre Literaturszene in Berlin-Brandenburg aufmischen oder sich für bessere Arbeitsbedingungen an der Hochschule ins Zeug legen.

Nun noch ein Hinweis: Uns beschäftigt alle sehr, wie der Krieg in der Ukraine ein schnelles Ende finden kann. In Interviews versuchen wir mit Forschenden der Uni Potsdam eine Antwort auf diese Frage zu finden. In diesem Heft beschreibt der Slavist Prof. Dr. Alexander Wöll den Kampf der ukrainischen Bevölkerung um ihre Unabhängigkeit. Außerdem stellen wir Ihnen die Denkfabrik „Translating Eastern Europe“ vor, die an der Universität entstehen soll. Weitere Interviews finden sich auf den Seiten des Referats für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre und neue Perspektiven.

Dr. Jana Scholz

Inhalt

06 **TITEL**
„Eine Uni muss die gesellschaftliche Realität reflektieren“
Barbara Höhle und Nina Khan über das Ziel einer diversen und diskriminierungsfreien Hochschule

08 **TITEL**
Selbstverständlich unterschiedlich
Warum sie Diversität persönlich bewegt, wie sie sie erforschen oder sich für mehr Vielfalt engagieren: Davon erzählen Studierende und Mitarbeitende der Uni Potsdam

14 **TITEL**
Eine Sprache, die alle Menschen inkludiert
AStA-Referentin Viviane Triems über diversitätssensible Sprache

16 **TITEL**
Teilhabe ermöglichen
An der Uni Potsdam studieren rund 2.900 Menschen mit gesundheitlichen Einschränkungen

18 **TITEL**
An deutschen Schulen Fuß fassen
Das Refugee Teachers Program will mehr geflüchtete Lehrkräfte an Brandenburgs Schulen bringen

20 **TITEL**
Nicht alle gleich behandeln
Lehramtsstudierende entwickeln Fallstudien zum Umgang mit Diversität und sozialer Ungerechtigkeit in der Schule

22 **TITEL**
Mehr als eine Utopie
Das House of One in Berlin wird drei Weltreligionen unter einem Dach vereinen

24 **TITEL**
Vielfalt auf der Leinwand
Das Jüdische Filmfestival Berlin Brandenburg bietet ein Panoptikum jüdischer Kultur

26 **TITEL**
Ein Gewinn für die Forschungswelt
Natalie Boll-Avetisyan bereitet ihre Studierenden auf sprachinklusives Forschen vor

28 **TITEL**
Queere Bühnenkunst
Joanna Staškiewicz erforscht die Neo-Burlesque-Szenen in New Orleans, Berlin und Warschau

30 **TITEL**
Eine Oase der Biodiversität
Der Botanische Garten der Universität Potsdam ist Heimat und Museum für zahlreiche Pflanzenarten aus der ganzen Welt

32 **KRIEG IN DER UKRAINE**
Kampf um die Unabhängigkeit
Warum die ukrainische Bevölkerung immer wieder zum Opfer von Machtspielen geworden ist

34 **FORSCHUNG**
Blinde Passagiere
Was können Mikroorganismen auf der Haut von Walen oder Pinguinen über Umweltveränderungen verraten?

36 **REISETAGEBUCH**
Auf den Spuren der Antike
Studierende der Potsdamer Denkfabrik „Scriptio Continua“ auf Sardinien





38 **UNI FINDET STADT**
Gespräche über das Weltall
 Marcus Schladebach lädt zur Vortragsreihe „Space Lectures“ ein

40 **INTERNATIONAL**
Faszinierendes Universum
 Humboldt-Stipendiatin Anuradha Samajdar erforscht Gravitationswellen

42 **EXPERTIN IM GESPRÄCH**
„Mit Strafverschärfung werden kaum Straftaten verhindert“

44 **TRANSFER**
Im Kampf mit Androiden
 Studierende haben einen Escape Room zum Thema Künstliche Intelligenz entwickelt

46 **ENGAGIERT**
Der Vampir im Altbaukeller
 Eine Potsdamer Lehramtsstudentin hat mit Gleichgesinnten ein Literaturnetzwerk gegründet

48 **NEU ERNANNT**
„Mathematik hat keine Grauzonen“
 Alexandra Carpentier forscht an der Schnittstelle von Statistik und Informatik

50 **LEHRE**
Wichtige Erinnerungsarbeit
 Wie eine Dozentin mit ihren Studierenden Ausstellungen zur jüdischen Geschichte entwirft

52 **MEIN ARBEITSTAG**
Herzblut für das Ehrenamt
 Franka Bierwagen und Susanne Gnädig engagieren sich als Personalrätinnen an der Uni Potsdam

54 **DER PORTAL-FRAGEBOGEN**
Es antwortet: Ralf Brand

55 **WISSEN KURIOS**
Der Evolutionsgenetiker Jörns Fickel antwortet auf die Frage: Wie lebt es sich als Igel in Berlin?

56 **ES WAR EINMAL**
Zum 200. Todestag von E.T.A. Hoffmann

58 **BLITZLICHT**
Antje Rávik Strubel

TITEL

„Eine Uni muss die gesellschaftliche Realität reflektieren“

Barbara Höhle und Nina Khan über das Ziel einer diversen und diskriminierungsfreien Hochschule



DR. JANA SCHOLZ

Seit Herbst 2020 durchläuft die Universität Potsdam das Audit „Vielfalt gestalten“ des Stifterverbands für die Deutsche Wissenschaft. Bis Ende 2022 soll eine Diversitätsstrategie stehen. Mit ihr soll nicht nur die Vielfalt der Hochschulangehörigen gefördert werden, es sollen auch die Barrieren schwinden, mit denen Studierende, Forschende, Lehrende und Beschäftigte in Technik und Verwaltung im Hochschulalltag zu tun haben. Dr. Jana Scholz sprach mit Prof. Dr. Barbara Höhle, Vizepräsidentin für Forschung, wissenschaftliche Qualifizierungsphase und Chancengleichheit, und Dr. Nina Khan, Referentin für Chancengleichheit und Diversity, über Diversität und Diskriminierung an der Uni Potsdam.

Was ist überhaupt Diversität?

Höhle: Diversität ist vielschichtig – sie betrifft den sozialen, gesundheitlichen, ethnischen Hintergrund, Alter, Geschlecht, sexuelle Orientierung, Religion und Weltanschauung. Jedes Individuum vereint in sich verschiedene dieser Dimensionen. Ich finde es schwierig, dass mit Diversität meist Diskriminierung assoziiert wird. Ziel des Audits ist es, ein Umdenken anzustoßen und den Begriff positiv zu besetzen. Unser Umgang mit Diversität muss als Teil der Bemühungen gesehen werden, hervorragende Studierende und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler für die Universität Potsdam zu interessieren.

Khan: Ich würde sagen, er meint die Vielfalt von Menschen im Hinblick auf bestimmte – sozial konstruierte – Kategorien, nach denen unsere Gesellschaft strukturiert ist. Zum einen geht es um die positive Anerkennung dieser Vielfalt. Aber wenn wir Diversität in unserer Gesellschaft und an der Universität positiv verstehen und diese fördern wollen, dann müssen wir zum anderen feststellen, welche Personen und Gruppen diskriminiert werden und auf Barrieren stoßen. Aus meiner Sicht sind Diversität und Antidiskriminierung zwei Seiten einer Medaille. Wir können das eine nicht ohne das andere denken.

Wo steht die Uni Potsdam im Vergleich zu anderen Hochschulen, was Chancengleichheit, Barrierefreiheit und Diskriminierung betrifft? Woran hapert es noch?

Höhle: Im Vergleich zu den Hochschulen, in die ich Einblicke habe, sind wir schon ganz gut aufgestellt. Insbesondere dem Thema der Chancengleichheit





BARBARA HÖHLE

der Geschlechter hat die Uni Potsdam seit Langem hohe Aufmerksamkeit gewidmet. Die Barrierefreiheit stellt aus meiner Perspektive jedoch noch ein Problem dar, was natürlich auch an der Nutzung historischer Bauten liegt – gerade auf dem Campus Am Neuen Palais. Bei neuen Universitätsgebäuden wird jedoch auf eine barrierefreie Bauweise geachtet. Eine höhere Sichtbarkeit müssen wir bei den Beratungsangeboten für verschiedene Zielgruppen erreichen. Für den Umgang mit und Maßnahmen gegen Diskriminierung wird derzeit eine Antidiskriminierungsrichtlinie erarbeitet.

Khan: Diskriminierung macht nicht an den Toren einer Hochschule halt. In meinen Beratungen werden immer wieder Beschwerden an mich herangetragen, zum Beispiel von Studierenden, die rassistischen Sprachgebrauch in Seminaren erleben, oder von angehenden Lehrkräften, die im Praxissemester an brandenburgischen Schulen, etwa wegen ihres Kopftuchs, diskriminiert werden. Auch in Bezug auf das Thema Geschlechtervielfalt ist noch viel zu tun. Ein Beispiel sind die All-Gender-Toiletten. An der Fachhochschule Kiel gibt es 30, auf dem Campus Neues Palais haben wir eine einzige, die zudem nicht barrierefrei ist. Das reicht nicht – und zeigt außerdem, dass wir die verschiedenen Dimensionen von Vielfalt zusammendenken müssen. Aber auch auf der strukturellen Ebene muss sich noch einiges tun: Andere Hochschulen haben schon länger eine Antidiskriminierungsrichtlinie, eine Diversitätsstrategie und noch mehr Ressourcen und institutionalisierte Strukturen in diesem Arbeitsfeld.

Höhle: Das betrifft ebenso wissenschaftliche Laufbahnen. Wir wissen, dass sich hier der Anteil von



NINA KHAN

Frauen nach oben hin ausdünn. Über die Hälfte der Tenure-Track-Professuren an der Uni Potsdam ist jedoch inzwischen mit Frauen besetzt – eine gute Entwicklung. Ich habe die Hoffnung, dass sich das bei den W3-Professuren fortsetzt. Aber wir wissen noch zu wenig über die Hochschulangehörigen, um sagen zu können, wie wir ihre Vielfalt unterstützen können. Besonders schwierig ist die Datenlage, wenn wir über Intersektionalität sprechen, also wenn mehrere Dimensionen von Vielfalt ineinandergreifen.

Khan: Hier setze ich große Hoffnungen in die Umfrage, die wir im Sommersemester unter allen Hochschulangehörigen durchführen. Darin erfragen wir unter anderem, wie wohl sie sich fühlen, ob sie Diskriminierung erlebt oder beobachtet haben und die Beratungsangebote der Uni kennen. Es wäre tatsächlich interessant zu wissen, wie divers die Gruppe der Professor*innen im Hinblick auf unterschiedlichste Dimensionen ist. Dass bestimmte gesellschaftliche Gruppen hier unterrepräsentiert sind, wissen wir aber bereits.

Wie sieht eine diversitäts- und diskriminierungssensible Hochschule aus?

Höhle: Es ist eine Hochschule, an der Diversität und Diskriminierung kein Thema mehr sind. Vielfalt sollte ein Normalzustand sein, der keine Maßnahmen mehr braucht, sondern gelebter Teil der Hochschule ist.

Khan: Ja, das Ziel ist es, dass ich keine Arbeit mehr habe (lacht). Ich stelle mir unter einer solchen Hochschule einen Arbeits- und Lernort vor, an dem eine gleichberechtigte Teilhabe unabhängig von Diversitätsdimensionen möglich ist und an dem der kompetente Umgang mit Vielfalt einen hohen Stellenwert hat. Doch ich denke, das Zertifikat ist erst der Startschuss für das, was kommt. Diversitäts- und Antidiskriminierungsarbeit hört nie auf.



➔ Am 31. Mai findet der Diversity Tag, eine hochschulweite Veranstaltung zum Audit, statt.



➔ Zum ganzen Interview

TITEL

Selbstverständlich unterschiedlich

Warum sie Diversität persönlich bewegt, wie sie sie erforschen oder sich für mehr Vielfalt engagieren: Davon erzählen Studierende und Mitarbeitende der Uni Potsdam



Genderneutral erzählen

„Brauchen wir wirklich ein wahres Geschlecht?“, fragt der Philosoph Michel Foucault und stellt damit die kulturell fest verankerte Annahme infrage, es gebe nur zwei Geschlechter: das weibliche und das männliche. Wie eine Antwort darauf schreibt die Literaturwissenschaftlerin Teresa de Lauretis, Identität realisiere sich in performativen Hervorbringungen. Tatsächlich beschreiben wir in der Interaktion mit anderen nicht nur einen Effekt, wenn wir jemanden wahrnehmen, sondern wir schreiben der Person sogleich das Geschlecht zu. Der alltägliche Sprachgebrauch regelt Geschlecht meist eindeutig; Pronomen erlauben kein Vertun. Literatur jedoch kann mit Eindeutigkeiten und kulturellen Gepflogenheiten experimentieren.

Jeannette Wintersons Roman „Auf den Körper geschrieben“ (1992) spielt brillant mit einer Verwirrung der Geschlechter und erschloss damit literarisches Neuland. Die Erzählfigur, die namenlos bleibt und ihr Geschlecht nicht preisgibt, erzählt von Liebesbeziehungen zu Frauen und zu Männern. Name, Beruf, Kontext – alles bleibt im Dunkeln. Die Erzählinstanz existiert nur als Point of view, von dem aus virtuos von Liebe und Begehren erzählt wird. Der Text ist performativ: Er spricht nicht einfach über etwas, sondern inszeniert, wovon er spricht. Und er ist gleichsam die literarische Entsprechung zum performativen Konzept von Gender als instabile Kategorie, die – in den Worten der Philosophin Judith Butler – überhaupt erst zustande kommt in einer stilisierten Wiederholung von Handlungen.

Die Erzählfigur von Ann Leckies Science Fiction-Roman „Die Maschinen“ (2013) entpuppt sich als eine künstliche Intelligenz in einem menschlichen Körper. In ihrer Kultur gibt es keine sprachliche Gender-Unterscheidung: Es werden ausschließlich weibliche Perso-

nalpronomen verwendet. Nur wenn jemandes Geschlecht aus einem bestimmten Grund wichtig ist, wird differenziert. Und dann bedarf es sensiblen Wissens, um die richtige Anrede zu finden. Als Lesende wird man immer wieder verwirrt, und allzu leicht beginnt man, aufgrund kleiner Details Gender zuzuschreiben, nur um dann daran erinnert zu werden, wie leicht man sich täuschen kann. So findet in diesem Roman eine Umkehrung dessen statt, was heute im Deutschen immer noch häufig üblich ist: das generische Maskulinum als grundsätzliche Form des angeblich neutralen Genderns. Dieser literarische Trick lässt die Lesenden ganz unmittelbar erleben, wie sich Bilder im Kopf je nach dem benutzten Pronomen bilden.

Beide Romane entwerfen im literarischen Spiel mit Identitäten Möglichkeiten des ganz Anderen. Die narrative Inszenierung von Geschlecht wird zum raffinierten Spiel mit vermeintlichen Selbstverständlichkeiten.

Gertrud Lehnert,
Professorin für Allgemeine
und Vergleichende
Literaturwissenschaft

Ich habe mich sehr lange mit dem Begriff „Mensch mit Migrationshintergrund“ schwergetan.

Ich selbst bin ja nirgends hin migriert, sondern in Berlin geboren und aufgewachsen.

Dennoch gingen meine Schwester und ich nach der deutschen Schule auf eine griechische Nachmittagsschule, ganz klassisch für Kinder griechischer Gastarbeiter:innen.

Als der Begriff „Migrationsgeschichte“ aufkam, begann ich mich dafür zu erwärmen, da der Bezug zu „Familiengeschichte“ bedeutet, dass sich diese Geschichte mit der Zeit verändern darf. Es ist kein starrer Hintergrund, sondern ein Narrativ – eine Biografie –, die immer wieder

Marianna Bähnisch,
Referentin Potsdamer
Universitätsstipendium

in neuen Kontexten bewertet und diskutiert werden kann.

An der Uni Potsdam habe ich den Master „Anglophone Modernities in Literature and Culture“ studiert, der ein vertieftes Verständnis für die Vielfalt der literarischen und kulturellen Entwicklungen in der englischsprachigen Welt vermittelt. Gerade die Auseinandersetzung mit Theorien zu „multiple modernities“ in der Vergangenheit und der Gegenwart sowie die kritische Beschäftigung mit kolonialen Strukturen gaben mir das Rüstzeug, um auch meine eigene Geschichte im globalen Kontext zu betrachten. Der Austausch mit einer Vielzahl von Kommiliton:innen aus Australien, dem Iran, Italien, Indien und Syrien erlaubte es mir, andere Perspektiven einzunehmen und eigene Haltungen selbstkritisch zu hinterfragen.



Seit Dezember 2021 bin ich die neue Referentin für das Potsdamer Universitätsstipendium. An dieser Aufgabe freut mich insbesondere die Möglichkeit, junge Talente zu unterstützen, die sich sozial engagieren, oft die ersten Akademiker:innen in ihrer Familie sind oder eben aus dem Ausland stammen. Besonders die Vernetzung dieser diversen Gruppe untereinander ist mir ein persönliches Anliegen, da ich glaube, dass die Studierenden durch ihre verschiedenen Perspektiven sehr viel voneinander lernen können.



Eine der größten Stärken des Masterstudiengangs „Anglophone Modernities in Literature and Culture“ liegt in der Diversität seiner Studierenden.

Sie kommen aus so unterschiedlichen Ländern wie Indien, den Vereinigten Staa-

ten, Kolumbien, Neuseeland, Armenien, Deutschland, Bangladesch, Brasilien oder Japan. In unserem Kurzfilm „Diversity in the MA „Anglophone Modernities in Literature and Culture““ haben wir persönlich und in Zoomgesprächen mit Studierenden und Gastprofessor:innen über Diversität in unserem Studiengang gesprochen, um ihre Gedanken zu diesem Thema einzufangen.

Das digitale Lehrangebot der vergangenen zwei Jahre war für den Master besonders wichtig, da viele Studierende zunächst nicht nach Deutsch-

land einreisen konnten, und nur so die Möglichkeit hatten,

an Seminaren teilzunehmen. Insofern nimmt die Pandemie in den Interviews in unserem Film auch eine zentrale Rolle ein. Und dennoch zeigt sich, dass der Studiengang einen einzigartigen intellektuellen und erfahrungsbezogenen Austausch bietet, der durch die unterschiedlichen Biografien von unseren Kommiliton:innen ermöglicht wird. Wir lernen mit und voneinander – innerhalb und außerhalb von Seminaren.

Annabell Fender & Koyna Sinha Poduval,
Studentinnen



➔ Zum Film

Ich habe über 15 Jahre als Physiklehrer für die Klassen 9 bis 11 und als Lehrer für Naturwissenschaft in der Sekundarstufe 1 in Kayseri, Cankiri und Aksaray in der Türkei gearbeitet, aber auch als Schulleiter und Geschäftsführer einer privaten Schule.

Damals verantwortete ich eine Schule mit 45 Lehrkräften und über 400 Schüler*innen. Meine Schule wurde als eine der erfolgreichsten in der Türkei ausgezeichnet. Über sie wurde auch in den Medien berichtet. Zudem habe ich Inhalte und Aufgaben in Schulbüchern für den Unterricht in Physik und Naturwissenschaften erarbeitet. Als Ausbilder stand ich jungen Lehrkräften beim Berufseinstieg zur Seite.

Mehmet Ali Akbas,
nimmt seit April 2021
am Refugee Teachers
Program teil

Diversität und Vielfalt sehe ich als Chance für Gesellschaften, besonders für die deutsche, in der fast 22 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund leben. Es ist wichtig, dass Kinder früh Erfahrungen mit unterschiedlichen Lebensrealitäten sammeln und lernen, sich für andere einzusetzen, um später in Frieden und Harmonie leben zu können. Dies kann am besten in einer wertschätzenden Schumatmosphäre gelingen, wenn die Kinder und Jugendlichen mit anderen am selben Schreibtisch sitzen, sich austauschen und gemeinsam an Projekten arbeiten. Das ist gerade jetzt wichtig in Zeiten des zunehmenden Rechtsextremismus. Eingewanderte Lehrkräfte – wie mich – ins Bildungssystem zu integrieren, gewinnt daher an Bedeutung. Deswegen müssen Programme wie das Refugee Teachers Program unterstützt werden,

damit mehr eingewanderte Lehrkräfte den Zugang zum Schuldienst erhalten.

Vor allem für uns aus der Türkei, für die verschärfte Regelungen zur Anerkennung des Abschlusses in Deutschland bestehen, hat das Refugee Teachers Program eine neue Hoffnung geweckt. Lehrer zu sein ist für mich ein Traumberuf. Ich hoffe daher, dass ich dank des Programms meinem Traum wieder näherkomme und als Lehrer dazu beitragen darf, die nächste Generation auf Diversität in unserer Gesellschaft vorzubereiten.



2017 wurde zum ersten Mal nach einer Gleichstellungsbeauftragten für die Digital Engineering Fakultät gesucht.

Da nur Frauen gewählt werden konnten, kamen bei uns an der Fakultät auch nicht viele

infrage. Ich war neugierig und wollte mich schon länger in einer Gremienarbeit engagieren. Heute bin ich sehr froh, dass ich diesen Schritt gegangen bin. Gleichstellungsarbeit ist wichtig und hat an unserer Fakultät für ein besseres Netzwerk unter den Studentinnen geführt. Zusätzlich haben wir Initiativen wie eine Lounge zur Sichtbarkeit von Frauen in Führungspositionen und eine Event-Reihe namens „Women in Tech“ etabliert, um weibliche Vorbilder zur Identifikation an unsere Fakultät zu holen. Im Jahr 2017 gab es keine Professorin, die an der Fakultät lehrte und forschte,

daher hatten wir als erstes für die Event-Reihe eine Professorin eingeladen. Diese und andere Herausforderungen versuchen wir aktiv anzugehen, denn eine Karriere von Frauen in der Tech-Branche sollte von der Gesellschaft als normal angesehen werden und ohne Probleme vonstattengehen. Hoffentlich werde ich dann zukünftig nicht mehr gefragt: Wie ist es, als Frau Informatik zu studieren?

Lisa Ihde,
studiert IT-Systems
Engineering und ist
Gleichstellungsbeauftragte
der Digital Engineering
Fakultät



Wenn Studierende Rassismus erleben, sind wir mit unseren „Antirassistischen Briefkästen“ an vier Standorten der Uni Potsdam für sie da.

Im täglichen Leben sind wir immer wieder rassistischen Aussagen, Handlungen und Inhalten ausgesetzt. Unter Umständen haben wir Angst, sie öffentlich mitzuteilen. Ohne den eigenen Namen angeben zu müssen, können die Studierenden solche Erlebnisse in einem Brief schildern und ihn in einen der Briefkästen werfen. Sie können dabei selbst entscheiden, ob sie eine Rückmeldung wollen oder nicht. Die Briefkästen werden ausschließlich von uns Antirassismus-Referentinnen geleert.

In den Briefen, die wir von unseren Kommilitoninnen und Kommilitonen erhalten, geht es um Erfahrungen der Abwertung: wenn etwa eine Person, die sich im Supermarkt nach einem Produkt erkundigt, von einem Angestellten unhöflich behandelt wird, weil ihr Deutsch aus seiner Sicht ungenügend ist. Oder wenn ein Busfahrer nachts nicht anhält, obwohl der Haltewunsch-Knopf gedrückt wurde – weil der Fahrgast eine Person of Color ist.

Wir bieten Studierenden, die in ihrem Alltag mit Rassismus konfrontiert werden, außerdem eine Erstberatung per E-Mail, per Zoom oder bei uns persönlich im AStA-Büro an. Dabei informieren wir sie über professionelle Beratungs- und Beschwerdestellen. Darüber hinaus veranstalten wir Workshops, Diskussionsrunden und andere Formate, zum Beispiel zur Situation von Geflüch-

Nahida Parvin Zarin & Shakura Sultana,
Antirassismus-Referentinnen im AStA der Uni Potsdam

teten in Deutschland oder zu den Problemen internationaler Studierender ohne deutsche Sprachkenntnisse.

Die Briefkästen befinden sich hier:

Campus Golm: Haus 18, Eingangshalle der Bibliothek (Foyer Campusseite), Campus Am Neuen Palais: Haus 8, Flur vor der Cafeteria, Campus Griebnitzsee: Haus 6, Eingangshalle, Campus Rehbrücke: Institut für Ernährungswissenschaften, Eingang

Wir planen außerdem, einen digitalen Antirassistischen Briefkasten für die Studierenden unserer Universität einzurichten, damit sie uns jederzeit über eine App erreichen können.

An einer Grundschule ereignete sich vor wenigen Jahren folgender Vorfall:

Zwei Schülerinnen der 3. Klasse begegnen im Treppenhaus einem Klassenkameraden, der zu einem der Mädchen (Person

of Color) sagt: „Du siehst aus wie schwarze Kacke.“ Daraufhin ist die Freundin des Mädchens so empört, dass sie den Jungen am Hemd packt und die Treppe hinunterstößt. Er fällt, trägt einige blaue Flecken davon, weint und wendet sich an die Klassenlehrerin.

Versetzen Sie sich in die Rolle der Klassenlehrerin: Wie muss sie auf den Vorfall reagieren? Mit wem muss sie Gespräche führen? Nur mit den Schülern oder auch mit deren Eltern und mit Kollegen? Wie soll sie mit dem Rassismus umgehen, wie



mit der Solidarisierung gegen diesen Rassismus und wie mit der Tätlichkeit?

Christoph Schulte,
apl. Professor für Jüdische Studien und Philosophie, leitet gemeinsam mit Linda Juang, Professorin für Inklusionspädagogik, die AG „Diversität und Anti-Diskriminierung im Lehramtsstudium“

Ein Vorfall wie dieser kann sich jederzeit an jeder Schule ereignen. Auch in Brandenburg, wo die Schülerschaft immer diverser und heterogener wird, gehören rassistische und antisemitische Situationen, Atmosphären und Vorfälle für Lehrkräfte zum Alltag. Doch darauf werden Lehramtsstudierende nicht spezifisch vorbereitet.

An der Universität Potsdam ist die gesamte Lehramtsausbildung des Landes Brandenburg

konzentriert, aber ein spezifisches Modul für Prävention und Intervention bei Rassismus und Antisemitismus in der Schule fehlt bisher. Nach dem Studienabschluss können junge Lehrkräfte also ziemlich unvorbereitet und hilflos in solche Situationen geraten. Aus diesem Grund wurde im Herbst 2021 am Zentrum für Lehrerbildung (ZeLB) die Arbeitsgruppe „Diversität und Antidiskriminierung im Lehramtsstudium“ eingerichtet. Sie wird ein

spezifisches Modul mit Lehrveranstaltungen entwickeln, die allen Studierenden die Kompetenz zu Prävention und Intervention bei Rassismus und Antisemitismus in der Schule vermitteln sollen. Bereits jetzt werden Workshops und andere Veranstaltungen dazu über Studiumplus für alle Studierenden der Universität angeboten. Aber sie sind leider gegenwärtig für Lehramtsstudierende noch nicht anrechnungsfähig. Das muss sich ändern.



Frauen sind in der Informatik noch immer unterrepräsentiert – das betrifft auch den Anteil „weiblicher“ Veröffentlichungen in Fachzeitschriften.

Doch haben Beiträge von Wissenschaftlerinnen geringere Chancen, angenommen zu werden? Geht die niedrigere Zahl an Veröffentlichungen womöglich auf geschlechtsbezogene Vorurteile in den Gutachten zurück?

Double-blind-Reviewing, also das Verbergen der Identität der Autor*innen vor den Gutachtenden, wurde eingeführt, um weniger bekannten Nachwuchsforschenden eine faire Chance zu geben, sich gegen bekanntere Kolleg*innen

durchzusetzen. Diese Begutachtungsform verhindert zudem einen möglichen Gender-Bias, also dass Beiträge abgelehnt werden, weil sie von Frauen stammen. Allerdings können auch Sprachstile oder andere Kennzeichen in einem Text zu Vorannahmen über das Geschlecht der Autor*innen führen.

Für eine empirische Bestandsaufnahme des Frauenanteils in der Informatik führten wir mit internationalen Kolleg*innen eine Studie durch. Ziel war es herauszufinden, in welcher Größenordnung die Unterrepräsentanz vorliegt und ob das Double-blind-Reviewing auch Diversität fördert. Dazu untersuchten wir den Frauenanteil unter den Autor*innen Zehntausender wissenschaftlicher Artikel aus den Jahren 1975 bis 2020.

Die Studie zeigt, dass der Frauenanteil erfreulicherweise seit Jahrzehnten kontinuierlich steigt, unabhängig von der Begutachtungsform. Allerdings

Nele Sina Noack,
Studentin im Master „Data Engineering“ & Felix Naumann,
Professor für Informationssysteme an der Digital Engineering Fakultät

gibt es die Hypothese, dass dieser Anstieg vor allem durch die stetig wachsende Zahl von Nachwuchswissenschaftlerinnen insgesamt bedingt ist und andere Hindernisse dadurch verschleiert werden. Besonders spannend im Hinblick auf die Gender-Diversität und mögliche Barrieren wäre es daher, den Frauenanteil abgelehnter Beiträge zu untersuchen. Es wird aber auch deutlich, dass die Informatik noch einen weiten Weg vor sich hat, um ebenso divers wie die Gesellschaft zu werden.



➤ Artikel zur Studie



Es lebe die Sprache!

Weimar, Hochburg der Dichtkunst, feiert eigentlich immer, aber in diesem Jahr ganz besonders: die Sprache! Mit Wortsulpturen im Stadtraum und Poesie auf offener Straße, aber auch mit Streitlust und munteren Kontroversen: „Wer darf reden? Wie können wir reden? Sprechen wir in einem engen Meinungskorridor zwischen political correctness und hate speech?“

Im hitziger werdenden Kampf um das richtige Wort am richtigen Ort scheint eine Auszeit angebracht. Eine Denkpause, die der in die Enge getriebenen Sprache die Chance gibt, sich wieder neu zu entfalten. Dass Worte verletzen und andere ausgrenzen können, ist unbestritten, doch sind es letztlich immer Menschen, die sie benutzen und in Zusammenhänge bringen, in denen sie Schaden anrichten können.

Wenn wir an der Universität derzeit darüber diskutieren, wie wir die Diversität in unserer Gesellschaft sprachlich gerecht abbilden wollen, liegt die Antwort vermutlich in der Vielfalt der Sprache selbst. Nutzen wir doch ihren ganzen Reichtum! Schöpfen wir aus dem riesigen, uns völlig frei zur Verfügung stehenden Schatz an Worten, um uns präzise auszudrücken!

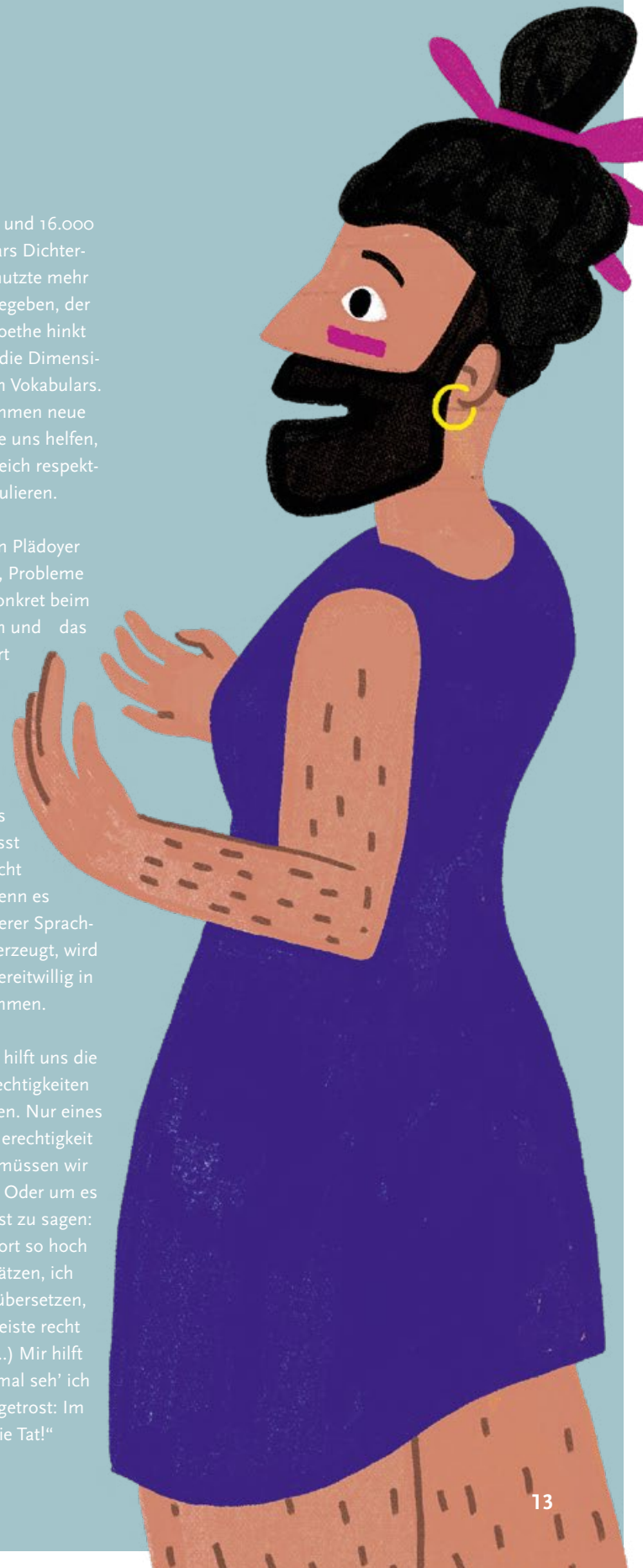
Der aktive Wortschatz Erwachsener in Deutschland liegt

zwischen 12.000 und 16.000 Wörtern. Weimars Dichtfürst hingegen nutzte mehr als 90.000! Zugegeben, der Vergleich mit Goethe hinkt etwas, zeigt aber die Dimension brachliegenden Vokabulars. Und täglich kommen neue Begriffe hinzu, die uns helfen, treffend und zugleich respektvoll zu formulieren.

Dies ist also ein Plädoyer dafür, Prozesse, Probleme und Personen konkret beim Namen zu nennen und das geschliffene Wort einzusetzen, um mit messerscharfen Argumenten für Gerechtigkeit zu streiten. Sollte uns ein passendes Wort fehlen, so lässt es sich ja vielleicht erfinden. Und wenn es die Mehrheit unserer Sprachgemeinschaft überzeugt, wird es die Sprache bereitwillig in sich aufnehmen.

Mit ihren Mitteln hilft uns die Sprache, Ungerechtigkeiten bewusst zu machen. Nur eines kann sie nicht: Gerechtigkeit herstellen. Das müssen wir schon selbst tun. Oder um es mit Goethes Faust zu sagen: „Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen, ich muss es anders übersetzen, wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin. (...) Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rat und schreib' getrost: Im Anfang war die Tat!“

Antje Horn-Conrad,
Referat für Presse- und
Öffentlichkeitsarbeit



TITEL

Eine Sprache, die alle Menschen inkludiert

AStA-Referentin Viviane Triems über diversitätssensible Sprache



DR. JANA SCHOLZ

Unsere Art zu sprechen ist zu einem hart umkämpften Feld geworden: Viele Frauen und Personen anderer Geschlechter sehen sich im konventionellen Sprachgebrauch nicht repräsentiert. Warum das so ist, damit hat sich Viviane Triems beschäftigt. Sie ist Studentin der Rechtswissenschaft, Referentin für Queerpolitik beim Allgemeinen Studierendenausschuss (AStA) der Universität Potsdam und engagiert sich politisch für Diversity. Im Interview erklärt Viviane Triems, weshalb die maskuline Form für die Abhängigkeit von einem männlichen Ernährer steht, warum das Gendersternchen manchmal auch eine Hürde sein kann und wie wir herausfinden, wie unser Gegenüber angesprochen werden möchte.

Was ist das Problem am generischen Maskulinum – also der grammatisch männlichen Form, die alle Geschlechter einschließen soll?

Wir leben in einem patriarchalen System, in dem weiße Cis-Männer* schneller in hohe Ämter, Gremien, Funktionen kommen. An dieses heteronormative System ist alles angepasst – auch die Sprache. Weil Männer früher diejenigen waren, die Berufe ausübten, entstand das generische Maskulinum, wie beim „Tischler“. Der Suffix „-in“ bezeichnete die Frau des Tischlers. Der Mann ist Ernährer, die Frau wird in Abhängigkeit zum Mann betitelt. Dieses System wollen wir aufbrechen, um eine Gleichberechtigung aller Geschlechter zu erreichen, denn alle Geschlechter waren und sind abhängig vom Cis-Mann. Wir brauchen eine Sprache, die alle Menschen inkludiert

und vermittelt, dass wir alle bspw. berufliche Ziele erreichen können, wenn die Möglichkeiten dazu geschaffen werden.

Sternchen und andere Zeichen, die innerhalb von Wörtern auf verschiedene Geschlechtsidentitäten hinweisen: Wie verständlich, lesbar und eindeutig sind sie?

Das Argument, dass solche Zeichen den Lesefluss stören, finde ich nicht überzeugend. Wenn man gendergerechte Formulierungen ständig hört und liest, werden sie schnell zur Normalität. Menschen, die es gewohnt sind zu gendern, fällt es umgekehrt schnell auf, wenn keine geschlechtersensible Sprache verwendet wird. Um sachlich korrekt zu formulieren, ist es manchmal auch nötig, etwa nur die maskuline Form zu verwenden. In einer meiner Vorlesungen hat die Professorin nur von „Richtern“ gesprochen – sie wollte darauf hinaus, dass es früher ausschließlich männliche Richter gab und diese Tatsache prägend für die Rechtsprechung war. Ich finde es

1
* Als Cis-Mann/Cis-Frau werden diejenigen bezeichnet, deren Geschlechtsidentität dem Geschlecht entspricht, das ihnen bei der Geburt zugewiesen wurde.
** Nichtbinär sind Personen, die weder männlich noch weiblich sind oder sich nicht ausschließlich mit dem einen oder anderen Geschlecht identifizieren.

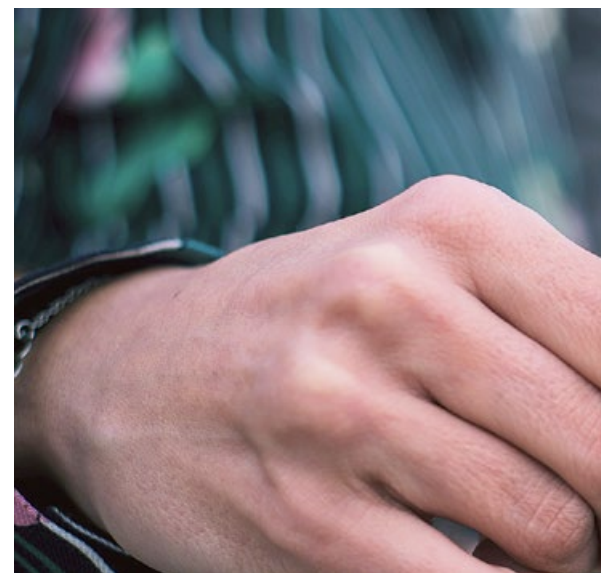


Foto: © AdobeStock/nito (u.)

gut, in solchen Fällen Unterscheidungen zu treffen, damit es sachlich korrekt bleibt.

Kann geschlechtergerechte Sprache auch diskriminierend sein?

Ja, zum Beispiel für Menschen, die Schwierigkeiten haben, eine Sprache oder Lesen zu lernen. Auch für Blinde sind Sonderzeichen innerhalb von Wörtern beim Vorlesen problematisch. Für all jene Menschen stellen diese Formen eine Hürde dar. Wir sollten deswegen aber nicht damit aufhören, uns um eine diversitätssensible Sprache zu bemühen, sondern ständig nach besseren Lösungen suchen.

Findet Diskriminierung nicht vielmehr im Handeln der Menschen statt, zum Beispiel in einer schlechteren Bezahlung von Arbeit, als rein sprachlich?

Es kann durch Sprache diskriminiert werden, aber natürlich auch im alltäglichen Handeln der Menschen. Ich denke aber, dass Sprache viel ändern kann: Wenn wir immer häufiger von „Tischlerinnen“ sprechen, denken auch nichtbinäre** Kinder und Mädchen, dass sie diesen Beruf ergreifen können. Dafür muss aber nicht nur die Sprache, sondern auch das System geändert werden, und das beginnt schon in der Schule.

Das Akronym „LGBT“ für Lesbian, Gay, Bisexual und Transgender wird seit Jahren um weitere Buchstaben ergänzt. Aktuell ist die Abkürzung LGBTQIA+ üblich. Kann Sprache überhaupt alle marginalisierten Gruppen abbilden?

Tatsächlich finden sich immer mehr Untergruppen, weil Geschlecht nun mal ein Spektrum ist.

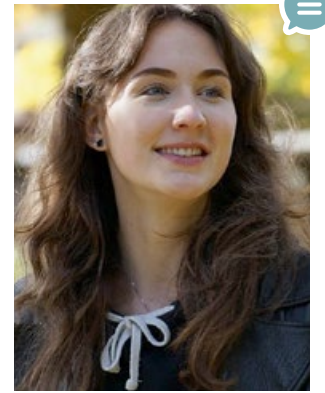
Ich selbst empfinde mich als pansexuell und bin in dem Akronym auch nicht repräsentiert. Man möchte so viele Menschen wie möglich abholen, aber man will auch jene nicht verschrecken, die zu dem Thema keinen Zugang haben und den Überblick verlieren. Inzwischen hat sich der Ausdruck „queer“ etabliert, der alle Untergruppen einschließt. Doch seine Geschichte ist auch kritisch zu sehen.

Wenn sehr persönliche Fragen nach sexueller Orientierung und Geschlechtsidentität zunehmend zum öffentlichen Thema werden – entsteht hier auch ein Druck, Privates nach außen zu kehren?

Ich bin in einer queeren Arbeitsgruppe einer Partei tätig. Wenn neue Menschen dazustoßen, kann es eine Herausforderung sein, da ich nicht immer weiß, wie die Person angesprochen werden möchte. Manche sagen sofort, welche sexuelle Orientierung oder Geschlechtsidentität sie haben, manche nicht. Jede Person sollte selbst entscheiden, ob sie darüber sprechen möchte. Und wenn nicht, dann geht es niemanden etwas an. Es ist eine gute Lösung, zu sagen „Meine Pronomen sind ...“, wenn ich jemanden kennenlernen möchte. So wissen alle, wie ich angesprochen werden möchte.

In der Kritik ist oft von „Sprachpolizei“ die Rede. Menschen fühlen sich gezwungen, ihre Art zu sprechen zu verändern. Wie weit dürfen Forderungen nach diversitätssensibler Sprache gehen?

Mir ist es wichtig, dass man Einzelpersonen nicht aufzwingt, geschlechtersensibel zu sprechen. Bei Menschen, die in der Öffentlichkeit stehen, also politische Ämter innehaben oder journalistisch arbeiten, ist das anders. Als zum Beispiel damit begonnen wurde, die Nachrichten in der Tagesschau geschlechtergerecht vorzulesen, war das ein wichtiger Schritt. Hier geht es um eine Vorbildfunktion. Oft höre ich in meinem Umfeld, dass ältere, weiße Cis-Männer diskriminiert würden, weil sie nun als Feindbild gelten. Wie geht man damit um? Ich denke, dass sich die Kritik nicht an den einzelnen Menschen richtet, sondern an das System. Aber auch Männer, die feministische Einstellungen haben, fühlen sich von dieser Kritik angesprochen. Das kann ich verstehen und wir müssen darüber sprechen.



Die Kritik richtet sich nicht an den einzelnen Menschen, sondern an das System.



➔ Prof. Dr. Frauke Brosius-Gersdorf und Dr. Annelie Bauer über geschlechtersensible Sprache im Recht

TITEL

Teilhabe ermöglichen

An der Uni Potsdam studieren rund 2.900 Menschen mit gesundheitlichen Einschränkungen



HEIKE KAMPE



Einen Beinbruch sieht man sofort, eine schwere Depression nicht.

Schlechte Tage beginnen bei Mirjam Labrenz schon mit nächtlichen Alpträumen. An solchen Tagen weiß die Studentin: Heute muss sie besonders auf sich achten, viel Ruhe und Pausen einhalten. Vielleicht kann sie nur 30 Minuten lernen oder arbeiten, dann ist schon Schluss. „Das ist natürlich äußerst unbefriedigend, aber ich muss meinem Körper nachgeben“, erklärt sie. Tut sie das nicht, ist sie danach oft tagelang nicht arbeitsfähig. Im Jahr 2014, kurz nach einem Studienpraktikum als Softwareentwicklerin am CERN in der Schweiz, wurde die Studentin überfallen und überlebte nur knapp. Eine psychische Erkrankung, die sie zuvor gut im Griff hatte, kehrte daraufhin mit Macht zurück und diktiert seitdem ihren Arbeits- und Studienalltag.

Mirjam Labrenz ist eine von rund 2.900 Studierenden der Uni Potsdam – rund 13 Prozent –, die ihr Studium mit einer Beeinträchtigung meistern und länger als sechs Monate körperlich oder seelisch beeinträchtigt sind. Bundesweit sind es elf Prozent. Die meisten haben psychische Erkrankungen wie Depressionen oder Angststörungen, ein kleinerer Teil ist körperlich beeinträchtigt. „Wir sind dazu verpflichtet, diesen Personen Teilhabe zu ermöglichen“, erklärt Studienberater Robert Meile. Welche Hürden und Hemmschwellen es auf diesem Weg gibt, weiß er genau. Denn seit

2019 ist er ehrenamtlich Berater für Studierende mit Behinderung und damit erste Anlaufstelle für deren Anliegen, Sorgen und Nöte.

Häufig geht es in seinen Beratungen darum, wie das Studium und die Prüfungen mit einer Beeinträchtigung gut organisiert werden können und welche Hilfen es dafür gibt. „Menschen mit Behinderungen studieren oft langsamer. Etwa, weil sie Klinikaufenthalte oder längere Krankenschreibungen haben. Auch die Organisation von Hilfen ist zeitaufwendig“, erklärt Meile. Das hat finanzielle Folgen: Wer länger studiert, verliert den Anspruch auf Bafög oder einen Wohnheimplatz. Nachteilsausgleich und Eingliederungshilfen sollen die Erschwernisse und Mehrbedarfe ausgleichen. Darunter fallen etwa Fahrdienste oder Dolmetscher für Gebärdensprache. Der Nachteilsausgleich erleichtert vor allem Prüfungssituationen. Die Hilfen müssen beantragt werden – auch dabei unterstützt Robert Meile.

Mit dem Nachteilsausgleich hat Mirjam Labrenz mehr Zeit bei Klausuren und kann die Tests abseits von den anderen Studierenden in einem Extraraum schreiben. Das nimmt ihr die Ängste, die sie hat, wenn viele Menschen um sie herum sind. Außerdem sind die Abgabefristen für Studienarbeiten flexibler. „Das ist eine Riesenhilfe und nimmt viel Druck weg“, erklärt sie. Mit ihren Dozentinnen und Dozenten redet sie offen über

ihre Einschränkung. „Damit habe ich bisher nur gute Erfahrungen gemacht. Die meisten wissen es zu schätzen, wenn man offen ist und auch den Nachteilsausgleich erklärt.“ Dabei gehe es nicht um Vor- oder Nachteile, sondern um Chancengleichheit, betont sie.

Vor allem Studierende mit nicht sichtbaren Einschränkungen scheuen sich jedoch häufig davor, Hilfen in Anspruch zu nehmen, weil Scham und Unsicherheit groß sind. „Bei einem Beinbruch sieht man sofort, was los ist, bei einer schweren Depression heißt es manchmal: ‚Stell dich nicht so an!‘“, erzählt Mirjam Labrenz. „Einige Menschen reagieren verständnislos oder unsicher auf psychische Erkrankungen.“

Wegen langer Krankheitsphasen und der geringen Belastbarkeit kommt sie selbst viel langsamer vorwärts, als sie es sich wünscht. Finanzielle Unterstützung bekommt sie nicht. Deshalb muss sie die Doppelbelastung in Kauf nehmen und finanziert sich das Studium mit einem Nebenjob an der Uni: Im Team „Studieren mit Beeinträchtigung“ des Dezernats für Studienangelegenheiten kümmert sie sich als Wissenschaftliche Hilfskraft darum, dass Studierende mit Beeinträchtigung sichtbarer werden als bisher, unterstützt bei Veranstaltungen und vernetzt Akteure miteinander. „Es ist mir wichtig aufzuklären, was überhaupt Einschränkungen sind und wer alles Anspruch auf Unterstützung hat“, erklärt sie. „Wer beispielsweise eine starke Migräne hat, kann natürlich auch einen Nachteilsausgleich beantragen. Aber das wissen viele nicht.“

Was notwendig ist, um das Recht auf Teilhabe umzusetzen, hat Robert Meile 2020 gemeinsam mit anderen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Inklusionskonzept der Universität Potsdam erarbeitet. Umfassende Beratungs- und Informationsangebote sind dabei ebenso essenziell wie räumliche, strukturelle und digitale Barrierefreiheit. Videos müssen etwa Untertitel und hörbare Bildbeschreibungen enthalten, PDF-Dokumente so aufbereitet werden, dass sie mit einem Screenreader lesbar sind, und Informationen in Gebärdensprache und in leichter Sprache verfügbar sein. „Auf den zentralen Hochschulwebseiten sind wir schon gut, aber gerade bei Lehrveranstaltungen oder Formularen im Geschäftsverkehr gibt es noch viel zu tun“, sagt Robert Meile. Damit sich das ändert, entwickelt er mit seinem Team Video-Tutorials für Beschäftigte, Lehrende und Studierende, die zeigen, worauf man bei Barrierefreiheit achten muss und wie sie umgesetzt werden kann.

Mirjam Labrenz kämpft sich durch die schlechten Tage, aber zum Glück gibt es auch die guten – dann ist alles etwas leichter. Sie rät Studierenden, denen es ähnlich geht, geduldig mit sich selbst zu sein. „Sucht euch Hilfe, bei Beratungsstellen, Freunden und der Familie. Nutzt Dinge, die euch Kraft geben.“ Für sie selbst ist das Tanzen eine solche Kraftquelle. Bei Salsa und Disco-Fox treten Ängste und Sorgen in den Hintergrund. „Ich freue mich schon sehr darauf, nach der Pandemie wieder unbeschwert unter Leuten zu sein und tanzen zu gehen.“



Menschen mit Behinderungen studieren oft langsamer.





TEILNEHMENDE DES
REFUGEE TEACHERS PROGRAM

TITEL

An deutschen Schulen Fuß fassen

Das Refugee Teachers Program will mehr geflüchtete Lehrkräfte an Brandenburgs Schulen bringen



SEBASTIAN WILKE UND
DR. JANA SCHOLZ

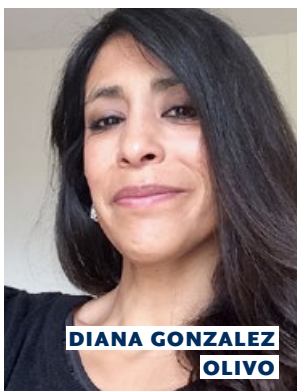
Unsere Gesellschaft ist vielfältig – und das müssen Schulen abbilden, da sind sich Dr. Anna Aleksandra Wojciechowicz und Diana Gonzalez Olivo einig. Seit 2016 bereiten die beiden im Refugee Teachers Program geflüchtete Lehrkräfte auf den Schuldienst in Brandenburg vor. Im Interview erklären die Leiterin und die Koordinatorin des Projekts, warum es für qualifizierte Lehrkräfte aus dem Ausland so schwierig ist, tatsächlich an brandenburgischen Schulen Fuß zu fassen.

Was bedeutet Diversität in der Lehrkräfteausbildung aus Ihrer Sicht?

Wojciechowicz: Diversität steht für mich für eine offene Lern- und Arbeitsgemeinschaft – und damit sind wir schnell bei den Themen der Zugangshürden und Diskriminierung. Aus meiner Sicht wird Diversität oft missverstanden. Denn es geht nicht

darum, dass Vielfalt ganz toll ist, sondern darum, die Lehramtsausbildung diskriminierungskritisch zu durchleuchten. Wir müssen uns selbst fragen: An welcher Stelle schließen wir welche Gruppen aus? So zum Beispiel Lehrkräfte, die außerhalb von Deutschland ein Lehramtsstudium abgeschlossen haben und mehrjährige Berufserfahrung mitbringen. Und: Wie ändern wir das? Welche unserer Routinen und Strukturen müssen wir überdenken?

Aktuell beobachten wir, dass sich die Lehrkräfte-Bildung für Migration allmählich öffnet. Nicht zuletzt macht unser Projekt hier auf eine strukturelle Lücke aufmerksam und es zeigt den betroffenen Lehrkräften, dass sie nicht nur mitgedacht, sondern auch gewollt sind und ernst genommen werden. Ich weiß nicht, ob das für Menschen nachvollziehbar ist, die mit dem Privileg leben, den Beruf, den sie erlernt haben, selbstverständlich auch auszuüben: Doch für unsere Zielgruppe ist es etwas Besonderes, dass sie an einer deutschen Schule vorkommen dürfen.



DIANA GONZALEZ
OLIVO

Wie profitieren Lehrkräfte, aber auch Schülerinnen und Schüler von Diversität?

Olivo: Die Frage ist problematisch. Es ist keine Frage des Profits, sondern es sollte selbstverständlich sein, dass in der Schule auf allen Ebenen Lehrkräfte tätig sind, die selbst die regionale Diversität repräsentieren. Ich würde daher eher fragen: Welche Rahmenbedingungen braucht es, dass Schulleitungen und Kollegien die neuen Lehrer*innen so einbinden, dass sie am Arbeitsplatz gut ankommen und ihre Kompetenzen voll entfalten können? Gerade zu Beginn müssen sie besonders unterstützt werden, da sie eine intensivere Einarbeitung benötigen. Dabei können migrierte Lehrkräfte nicht auf die Aufgabe reduziert werden, geflüchtete Kinder und Jugendliche in die Schulen zu integrieren. Sie müssen mit allen Aufgaben einer Lehrkraft betraut werden.

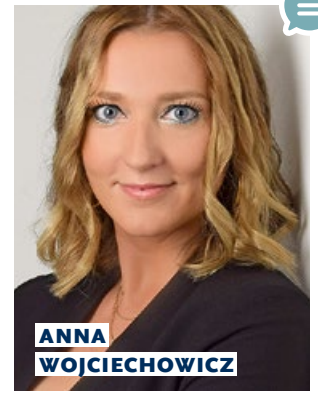
Alle Schüler*innen profitieren wiederum von einem diversen Lehrkörper. Und besonders sicherlich diejenigen, die selbst eine Migrations- oder Fluchtgeschichte haben – sofern sie ein positives Bild von einem ebenso multiethnischen, mehrsprachigen Kollegium erhalten. Für die migrationsgesellschaftlichen Verhältnisse, in denen wir heute leben, müssen sich Schulen curricular, personell und strukturell öffnen. Dabei können wir von anderen Ländern lernen: Während bei uns sogenannte Willkommensklassen vorerst nur Deutsch lernen, unterrichten im Ausland teilweise mehrsprachige Lehrkräfte ihr Fach in der Herkunftssprache.

Eine Befragung der Absolventinnen und Absolventen im Sommer 2021 ergab, dass nur etwa die Hälfte der Lehrkräfte, die sich zurückgemeldet haben, im Schuldienst beschäftigt ist. Häufig jedoch auf befristeten Vertretungsstellen oder als pädagogische Unterrichtshilfe. Warum ist es für migrierte Lehrkräfte so schwierig, in den Schuldienst zu kommen?

Wojciechowicz: Es ist für Lehrkräfte aus dem Ausland tatsächlich sehr schwer, in deutschen Schulen Fuß zu fassen. Während fast überall auf der Welt Lehrkräfte nur ein Fach unterrichten, sind sie in Deutschland für zwei Schulfächer zuständig. Die aktuelle Studie der GEW nennt Zahlen, die uns die Problematik nochmals deutlich vor Augen führen: Lediglich elf Prozent der Lehrkräfte erhalten die volle Anerkennung ihrer Qualifikation. Was sagt das über unser System aus?

Mit unserem neuen Konzept gehen wir dieses Problem seit April 2020 an. Die Lehrkräfte können nun ein zweites Fach nachholen. Zur Wahl stehen die Fächer Mathematik, Physik, Sport und Wirtschaft-Arbeit-Technik. Wir sind dankbar dafür, dass sich die vier Fachbereiche an der Qualifizierung beteiligen. Es bleibt abzuwarten, ob die Neukonzeption aufgeht. Aus meiner Sicht sollte es möglich sein, auch denjenigen Lehrkräften den Berufseinstieg zu ermöglichen, die kein zweites Fach nachstudieren können. Schließlich arbeiten seit Jahren vermehrt berufsfremde Personen an Schulen, die den Seiteneinstieg gewählt haben und auch nur ein Fach bedienen.

Gonzalez Olivo: Lehrkräfte aus dem Ausland müssen einen schulpraktischen Anpassungslehrgang, vergleichbar mit dem Referendariat, schaffen. Um sich überhaupt dafür anmelden zu können, wird das C2-Niveau vorausgesetzt, das mit muttersprachlichen akademischen Sprachkenntnissen vergleichbar ist. Hohe Sprachanforderungen an Lehrkräfte sind sicherlich sinnvoll. Doch dann müssen systematisch entsprechende Sprachkurse angeboten werden, damit auch Lehrkräfte in der Prignitz oder der Uckermark diese besuchen können. Bisher gibt es jedoch nur ein einziges Angebot in Potsdam. Die Deutschausbildung in unserer Qualifizierung bringt die Lehrkräfte „nur“ auf das C1-Niveau. Wir benötigen weitere an diese Zielgruppe angepasste Maßnahmen wie zum Beispiel berufsbegleitende Sprachangebote. Sie merken, der Weg von der Prüfung des mitgebrachten Abschlusses bis zur vollen Berufsankennung ist ein langwieriger Prozess, der mit der familiären und finanziellen Situation der Teilnehmenden nicht immer im Einklang gebracht werden kann.



Unser Projekt zeigt den betroffenen Lehrkräften, dass sie ernst genommen werden.



TITEL

Nicht alle gleich behandeln

Lehramtsstudierende entwickeln Fallstudien zum Umgang mit Diversität und sozialer Ungerechtigkeit in der Schule



ANTJE HORN-CONRAD

Als sich die Universität Potsdam vor einigen Jahren verstärkt der Inklusionspädagogik zuwandte, ging es nicht allein um das gemeinsame Lernen von Kindern mit und ohne Beeinträchtigung. Vielmehr war der neue Schwerpunkt ein Bekenntnis, sich in Bildungsforschung und Lehrkräftebildung entschiedener als bisher mit dem Unterrichten in heterogen zusammengesetzten Schulklassen zu befassen. Anzuerkennen, dass in einer von Migration, kulturellen, religiösen und sozialen Unterschieden geprägten Gesellschaft sehr diverse Lernvoraussetzungen bestehen, bedeutet einmal mehr, jedes Kind mit seinen Bedürfnissen, seinen Fähigkeiten und Begabungen individuell zu fördern. Es bedeutet aber auch, das Miteinander der Schülerinnen und Schüler zu stärken, den respektvollen Umgang genauso wie die Bereitschaft, sich gegenseitig zu unterstützen und Probleme gemeinsam zu lösen.

Doch werden die künftigen Lehrkräfte ausreichend darauf vorbereitet? Sind sie in der Lage, Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten im Unterricht wahrzunehmen und pädagogisch klug darauf einzugehen? Dieser Frage widmete sich ein von der Hochschulleitung gefördertes „Innovatives Lehrprojekt“, das die Doktorandin Tuğçe Aral gemeinsam mit ihrer Kollegin Sharleen Pevec und der Dozentin Dr. Miriam Schwarzenthal umsetzte. Es orientierte sich am Konzept der sogenannten „Equity Literacy“ des US-Amerikaners Paul Gorski, das die Fähigkeit von Lehrkräften beschreibt, soziale Ungerechtigkeiten im schulischen Kontext zu erkennen und abzubauen. Das Seminar nahm vor allem sozioökonomische Ursachen in den Blick, aber auch Nachteile, die sich aus dem Migrationsstatus oder der Geschlechtsidentität und sexuellen



Orientierung einzelner Kinder und Jugendlicher ergeben. Als ein besonders praxisorientierter Ansatz bot sich hier die Arbeit mit Fallstudien an, die die Studierenden nach Interviews mit Bildungsfachleuten selbst entwickelten und nun als publiziertes Arbeitsmaterial der Lehrkräfte-Aus- und Weiterbildung zur Verfügung stellen. Bei der Analyse der einzelnen Fälle kommt es nicht so sehr darauf an, die „eine richtige Antwort“ zu finden. Vielmehr sollen nach einem Schritt-für-Schritt-Modell Denkprozesse in Bewegung gesetzt und verschiedene Lösungsansätze diskutiert werden.

Ein Beispiel: Der elfjährige Ayo, dessen Eltern aus Nigeria stammen, zieht mit seiner Familie aus seiner Heimatstadt Berlin in eine brandenburgische Kleinstadt. Er vermisst seine Freunde und seine Lieblingslehrerin, versucht aber dennoch, sich in der neuen Schule schnell einzuleben. Mit den Kindern in der Klasse versteht er sich gut. Doch im Englischunterricht, wo er mit seinen muttersprachlichen Kenntnissen bislang immer zu den Besten gehörte, verliert er nach und nach die Motivation. Obwohl er stets die richtige Antwort weiß und eifrig mitarbeitet, bekommt er einfach kein Lob. Hält es die Lehrerin für selbstverständlich, dass er sein Wissen mit den anderen teilt? Als der Junge beginnt, sich nicht mehr am Unterricht zu beteiligen und stattdessen malt und seinen Banknachbarn ablenkt, wird er ermahnt: „Es ist schade, dass Du so unaufmerksam bist. Gerade in Englisch hättest Du die Chance auf eine gute Note.“

Im Original dieser Fallstudien haben die Studentinnen Linda Marie Riedel, Sarah Hottenrott und Gina-Luise Schrey die Situation ausführlicher beschrieben und bieten so zahlreiche Ansatzpunkte, das Problem gründlich zu analysieren. Das vorgeschlagene Schritt-für-Schritt-Modell fordert



zunächst dazu auf, die Ursachen des Problems zu erkennen und zugrundeliegende Ungerechtigkeiten zu benennen. Im zweiten Schritt gilt es, den Fall aus dem Blickwinkel aller beteiligten Personen zu betrachten, aber auch die schulische, gesellschaftliche und bildungspolitische Perspektive zu diskutieren. Danach sollen Herausforderungen und auch Chancen identifiziert werden, um schließlich darüber nachzudenken, wie sich in diesem konkreten Fall Gerechtigkeit herstellen lässt. Mit Nachdruck wird hier auf den Unterschied von Equality und Equity hingewiesen. Alle Kinder gleich zu behandeln, sei nicht immer ausreichend, weil sie eben nicht den gleichen sozialökonomi-

schen Hintergrund, die gleichen Ressourcen und Privilegien in der Gesellschaft haben, heißt es im Leitfaden für die Fallanalyse.

Studierende und Lehrkräfte, die sich künftig in der Aus- und Weiterbildung mit den 23 Fallstudien des Projekts befassen werden, kommen spätestens jetzt an den Punkt, an dem sie über konkrete Lösungen nachdenken sollen: kurzfristige, die die Situation sofort ändern, und langfristige, die etwa die Schulkultur nachhaltig verbessern. Erst dann, wenn alle Ideen ausgetauscht sind, geht es an den konkreten Handlungsplan.

Und wie sieht der in Ayoos Fall an der brandenburgischen Grundschule aus? Was hätte hier anders laufen können? Die Autorinnen der Fallstudie stellen Fragen und äußern eigene Gedanken, um die Diskussion anzuregen: Wenn die Lehrerin den Jungen nicht lobte, weil sie an einen Muttersprachler höhere Erwartungen hat, warum kommunizierte sie dies nicht? Kannte sie seine Geschichte, seine Verunsicherung, die ein fremdes Umfeld, eine neue Schule mit sich bringen? Hätte nicht gerade er Lob und Anerkennung benötigt, um sein Selbstwertgefühl zu stärken?

Angesichts steigender Zahlen von Schülerinnen und Schülern mit Migrationshintergrund auch im ländlichen Raum empfehlen die Autorinnen, Vielfalt in der Schule stärker zu thematisieren, pauschalisierende Einstellungen zu reflektieren und mit Problemen von Rassismus und Diskriminierung verantwortungsbewusst umzugehen.

”

Sind künftige Lehrkräfte in der Lage, auf Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten im Unterricht pädagogisch klug einzugehen?



Die Fallstudien stehen online zur freien Verfügung

ANZEIGE



Bella Italia

Universitätsball am Campus Griebnitzsee

18. Juni 2022

BALLANCE
Universitätsball





Weitere Informationen zur Veranstaltung
und zum Ticketverkauf unter:
www.uni-potsdam.de/uniball

© 2022 Universität Potsdam © 199817495, 202048574, 309906034 | stock.adobe.com

TITEL

Mehr als eine Utopie

Das House of One in Berlin wird drei Weltreligionen unter einem Dach vereinen



DR. JANA SCHOLZ

Es haben die richtigen Menschen zueinandergefunden“, sagt Kadir Sanci. „Das ist für mich ein Segen Gottes.“ Sanci ist Religionswissenschaftler an der Universität Potsdam und Imam im „House of One“, einer beinahe utopischen Initiative: Drei Gemeinden errichten mit der Unterstützung von Spenderinnen und Spendern ein interreligiöses Gotteshaus und vertreten darin exemplarisch Judentum, Christentum und Islam. Den drei Geistlichen, Rabbiner Andreas Nachama, Pfarrer Gregor Hohberg und Imam Kadir Sanci, geht es um nicht weniger als das friedliche Miteinander von Menschen unterschiedlicher Herkunft, Religion und Weltanschauung.

Der Sakralbau entsteht mitten in Berlin, am Petriplatz auf der Museumsinsel. Für die Stadtgeschichte ist dies ein besonderer Ort. Bezieht sich doch die erste urkundliche Erwähnung Berlins im Jahr 1237 auf die Petrikerche, die damals an diesem „Urort Berlins“, wie Kadir Sanci den Platz nennt, stand. Nach dieser ersten Petrikerche folgten weitere, die letzte musste in der DDR einem Parkplatz weichen. „Eigentlich ein Glücksfall“, sagt Sanci, denn so blieben die archäologischen Schätze unter dem Beton geschützt und kamen erst 2007 bei Grabungen ans Licht – darunter fast 4.000 Skelette aus den Gräbern des Kirchhofs. Damals begann sich die Stadt für den historischen Ort zu interessieren und sprach die Evangelische Kirchengemeinde St. Petri-St. Marien an, ob sie ihn mit neuem Leben füllen wolle. Daraus entstand die Grundidee, ein interreligiöses Gotteshaus zu bauen. Allein ging es nicht, und so holte die evangelische die Jüdische Gemeinde zu Berlin mit dem Abraham Geiger Kolleg (AGK) ins Boot. „Unser Kolleg hat die Initiative für das House of One von Anfang an mitgetragen“, sagt der Direktor des AGK und Rabbiner Prof. Dr. Walter Homolka. „Denn unser Alltag zeigt, dass wir diese Plattform für Begegnung und Austausch brauchen: für Glaubende ebenso wie für Nichtglaubende.“ Schwieriger gestaltete sich zunächst die Suche nach einem islamischen Partner. Doch schließlich gelang es, mit dem Forum Dialog e.V. eine islamische Gemeinde in Berlin an Bord zu holen.

Ein internationaler Architektur-Wettbewerb sollte 2012 darüber entscheiden, welche Gestalt die Utopie annehmen wird. Als Sieger ging der minimalistisch-kühle Entwurf des Berliner Architekturbüros Kuehn Malvezzi hervor: Er bietet Syn-

**RABBINER ANDREAS NACHAMA,
IMAM KADIR Sanci UND
PFARRER GREGOR HOHBERG
(V.L.N.R.)**





**SO SOLL ES EINMAL AUSSEHEN:
DAS HOUSE OF ONE AM PETRIPLATZ.**

agoge, Kirche, Moschee und einen vierten Raum, den Kuppelsaal, für die Begegnung mit anderen Glaubensgemeinschaften und der Stadtgesellschaft. Der Grundstein wurde aber erst neun Jahre später, im Mai 2021, gelegt – die Berliner Bürokratie und die Corona-Pandemie waren dem Baubeginn in die Quere gekommen. „Doch der Betrieb ist schon da, auch ohne Haus“, sagt Kadir Sanci. „Und wenn es in drei Jahren steht, werden wir dort eine sichere Heimat haben.“

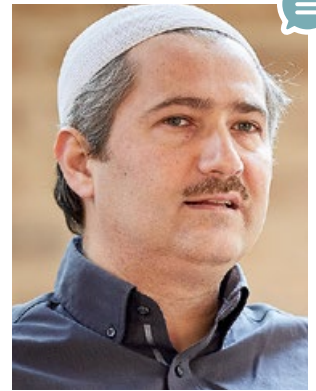
Das House of One ist mehr als ein religiöses Projekt, so der Imam. „Tourismus, Bildung, Kultur – alles drin.“ Im „archäologischen Fenster“, einer acht Meter hohen Halle, sind die Ausgrabungen am Petriplatz zu besichtigen; es wird außerdem ein Atelier, eine Bibliothek und Raum für Ausstellungen, Konzerte oder Konferenzen geben. Eine Loggia gibt in 40 Metern Höhe den Blick über die Stadt frei. Schon jetzt halten Pfarrer Hohberg, Rabbiner Nachama und Imam Sanci Andachten – etwa zur Bundesversammlung oder zum Gedenken an das Attentat vom Breitscheidplatz. Dabei gestalten sie paritätisch ein Gebet. Die Gottesdienste wird jede Gemeinde im eigenen Raum mit ihren je eigenen Liturgien abhalten, „religiös unvermischt“, wie Sanci erklärt. In dem „Bet- und Lehrhaus“ sollen nicht nur die Festkalender der drei Religionen gepflegt werden, auch die interessierte Öffentlichkeit sowie Schulklassen und Studierende erhalten dort einen Einblick in die Welt des Glaubens.

Fotos: © Kuehn/Malvezzi, Davide Abbonacci (l.); House of One/René Arnold (r.)

„Außerdem sind wir für Behörden und Institutionen wichtige Ansprechpartner geworden“, sagt der Religionswissenschaftler. Als Partner des Bundesprogramms „Demokratie leben!“ engagiert sich die Stiftung House of One gegen Antisemitismus und Diskriminierung. Und sie gibt wissenschaftlichen Input beim Berliner Projekt „streetwork@online“, das Jugendliche im virtuellen Raum vor religiöser Radikalisierung schützen soll. Sanci kann sich gut vorstellen, die wissenschaftliche Zusammenarbeit der Stiftung mit der Uni Potsdam weiter auszubauen. „Wir haben so viele Anknüpfungspunkte, auch mit dem Potsdamer ‚Forum Religionen im Kontext‘.“

Die friedensstiftende Mission des Hauses steht jedoch schon auf dem Prüfstand, bevor es überhaupt errichtet ist. Oder anders gesagt: Allein der Versuch, alle an einen Tisch zu bringen, ist Teil der Verständigungsarbeit, die die Beteiligten leisten. Als vor über zehn Jahren nach Gleichgesinnten gesucht wurde, hatte Ditib, die größte islamische Gemeinschaft in Deutschland, ihre Teilnahme nur unter der Bedingung zugesagt, der einzige muslimische Verband im House of One zu sein. „Daher haben wir die Suche fortgeführt.“ Sanci besuchte über Wochen jeden Freitag unterschiedliche Moscheegemeinden in Berlin, trank Tee mit den Imamen – und fragte sie, ob sie mitmachen wollten. „Entweder es hieß: Auch wenn ich es versuchen würde, kann ich es meiner Gemeinde nicht erklären. Oder: Das ist alles schön und gut, aber es ist nur eine Utopie und kann niemals funktionieren.“ Besonders der jüdisch-islamische Dialog war für die muslimischen Gemeindevorsteher damals schwer vorstellbar gewesen. Doch nach zehn Jahren Verständigungsarbeit gebe es heute viele Imame, die mit Rabbinern in engem Kontakt seien, erzählt Kadir Sanci. Er meint, dass dies auch der Pionierleistung der Stiftung „House of One“ zu verdanken sei.

Den Religionswissenschaftler Johann Hafner, der seit einigen Jahren Stiftungsratsmitglied ist, überrascht es nicht, dass nicht jede religiöse Gruppe zum Dialog bereit ist. „Die friedensstiftende Kraft des Projekts besteht eben darin, dass sich die dialogbereiten Teile der Religionen verständigen“, ist Hafner überzeugt. Das House of One werde von großem Rückendwind getragen. „Es ist die richtige Zeit und der richtige Ort für dieses Gotteshaus. Wir erleben viel gesellschaftliche Sympathie – schließlich gibt es so etwas in ganz Europa nicht: einen Sakralbau, der von drei Religionen getragen wird.“



”

Es haben die richtigen Menschen zusammengefunden. Das ist für mich ein Segen Gottes.



[Zum ganzen Artikel](#)



AUS JEANINE MEERAPFELS FILM „UNA MUJER“

TITEL

Vielfalt auf der Leinwand

Das Jüdische Filmfestival Berlin Brandenburg bietet ein Panoptikum jüdischer Kultur



DR. JANA SCHOLZ



Das Festival ist für mich Teil der Verständigungsarbeit einer diversen Gesellschaft“, sagt Dr. Lea Wohl von Haselberg. „Es geht darum, die in der Politik viel beschworene Vielfalt im Alltag auch spürbar zu machen.“ Die Film- und Medienwissenschaftlerin ist Mitglied im Programmkollektiv des Jüdischen Filmfestivals Berlin Brandenburg, das vom 14. bis 19. Juni 2022 in Potsdam und Berlin stattfindet.

Bereits seit 1995 gibt es das Festival, das die Initiatorin Nicola Galliner viele Jahre als Ein-Frau-Betrieb leitete. Seit 2021 jedoch ist alles anders: Nun kuratieren fünf Cineasten aus Deutschland und Israel das Festival, zu denen auch Lea Wohl von Haselberg gehört. Sie wählen aus den eingereichten Beiträgen aus, recherchieren aber auch selbst Filme sowie Serien, die sie dem Publikum präsentieren wollen. „Ich bringe die wissenschaft-

liche Perspektive auf den jüdischen Film ein“, sagt Wohl von Haselberg, die an der Universität Potsdam und der Filmuniversität Babelsberg KONRAD WOLF lehrt, „und stelle eine Brücke zu den beiden Hochschulen her“.

„Die Auswahl der Beiträge ist ein reflexiver Prozess“, so die Wissenschaftlerin. Schließlich gebe es auf die Frage, was überhaupt den jüdischen Film ausmache, keine einfache Antwort. Geht man von der Biografie der Filmschaffenden aus oder doch eher von der Handlung und den Charakteren? Ein Film sei jedenfalls noch lange nicht jüdisch, allein weil die Regisseurin es sei, meint Lea Wohl von Haselberg. Schließlich sei er ein Gemeinschaftswerk von Produzierenden über Autorinnen bis zum Team am Set. Sie alle ließen den „filmischen Text“ entstehen, der wiederum sehr wohl jüdisch sein könne. So wird das diesjährige Festival Beiträge aus dem vergangenen Jahr

zeigen, die sich mit jüdischer Erfahrung und Kultur auseinandersetzen – mit jüdischen Biografien vor und hinter der Kamera. Der Spagat besteht der Wissenschaftlerin zufolge darin, das Jüdische im Film sichtbar zu machen und sie gleichzeitig nicht nur darauf festzulegen.

Lea Wohl von Haselberg ist für diese Frage Expertin, leitet sie doch die Babelsberger Nachwuchsforschungsgruppe „Was ist jüdischer Film?“. „Im wissenschaftlichen Diskurs etablieren sich die Jewish Film Studies gerade erst in den USA – und gewissermaßen hier, in Potsdam.“ Wohl von Haselberg versteht das Forschungsgebiet als Schnittstelle zwischen den Jüdischen Studien sowie den Film- und Medienwissenschaften. „Wir arbeiten eng mit der Uni Potsdam zusammen und bieten jedes Semester Seminare für Studierende der beiden Hochschulen an.“ Das funktioniere sehr gut, die Teilnehmenden schätzten die unterschiedlichen Perspektiven und Expertisen. Wohl von Haselbergs Seminar „Jüdischer Film. Versuch einer Geschichte“ wurde von den Studierenden sogar unter die zehn besten Lehrveranstaltungen an der Philosophischen Fakultät im Wintersemester 2020/21 gewählt.

Das Festival zeichnet Beiträge aus aller Welt in zwei Wettbewerben aus, Spielfilm und Dokumentarfilm. „Es präsentiert und diskutiert die Vielfalt jüdischer Lebensentwürfe wie ein bunter Blumenstrauß“, sagt Wohl von Haselberg. „Wir bedienen alle Genres.“ Da gibt es eine argentinische, „total witzige“ Mockumentary, einen düsteren, bildgewaltigen Animationsfilm und für eingefleischte Cineasten einen restaurierten Stummfilm. Zu sehen sein wird auch „Wir könnten genauso gut tot sein“: Das Debüt von Natalia Sinelnikova, Absolventin der Babelsberger Uni, wurde dieses Jahr auf der Berlinale gefeiert. „Ein Highlight“, so die Wissenschaftlerin. „Der Film ist grotesk, fantastisch und macht neugierig auf den filmischen Nachwuchs.“ Gleichzeitig sei die Satire über eine sich von der Außenwelt abschottende Hausgemeinschaft und eine Jugendliche, die sich im Badezimmer verschanzt, ein gutes Beispiel dafür, dass jüdische Erfahrung beim Festival gar nicht immer vordergründig verhandelt werden muss. Doch dem aufmerksamen Publikum fallen die jiddischen Volkslieder, die die Jugendliche in einer Szene singt, vielleicht doch auf. Sinelnikova kam mit sieben Jahren als so genannter russisch-jüdischer Kontingentflüchtling nach Deutschland. „Das Festival ist Begegnungs- und Diskursraum für eine superdiverse, post- bzw. migrantische Gesellschaft“, sagt Lea Wohl von Haselberg. „Es entdeckt und verhandelt Diversität.“

Neben den beiden Wettbewerben gibt es noch die Sektion „Kino Fermished“: Mit einer Hommage an die deutsch-argentinische Regisseurin und Drehbuchautorin Jeanine Meerapfel wird das Festival im Hans Otto Theater eröffnet. Ihr Werk wird zugleich auf seine Aktualität befragt, denn Meerapfels neuer Film „Una mujer“ wird Berlinpremiere haben, sechs ihrer älteren Filme als Double Features mit Beiträgen junger Regisseurinnen gezeigt. Außerdem bekommt das Publikum brandneue israelische Serien zu sehen, die in Deutschland (noch) nicht verfügbar sind. Darunter sind etwa Episoden aus „Dismissed“ über eine junge Offizierin, die im Produktionsland aktuell heiß diskutiert wird.

Präsentiert wird das abwechslungsreiche Programm unter anderem im Kino Thalia Babelsberg, im Open Air Kutschstall am Neuen Markt und im Filmmuseum Potsdam. Es richtet sich ganz bewusst an Cinephile wie auch an Menschen, die eher selten ins Kino gehen – und auch Potsdamer und Berliner Schulklassen kommen mit einem altersgerechten Vormittagsprogramm auf ihre Kosten. „Das Jüdische Filmfestival Berlin Brandenburg gibt der Allgemeinheit die Gelegenheit, das Judentum in seiner ganzen Vielfalt kennenzulernen“, sagt der Rektor des Abraham Geiger Kollegs Prof. Dr. Walter Homolka, der außerdem Mitglied im Kuratorium des Festivals ist. „Und das Medium Film ist dafür hervorragend geeignet.“

”

Das Festival präsentiert die Vielfalt jüdischer Lebensentwürfe wie ein bunter Blumenstrauß.



Informationen und Tickets



TITEL

Ein Gewinn für die Forschungswelt

Natalie Boll-Avetisyan bereitet ihre Studierenden auf sprachinklusives Forschen vor



**DIE STUDENTINNEN
KUNRONG ZHENG,
AMANDA SOENGADIE
UND MICHELLE
THROSSSELL (V.L.N.R.)
IM GESPRÄCH**



LUISA AGROFYLAX



Forschende sind sich inzwischen bewusst, dass sie von Diversität nur profitieren können.

Noch bevor ein Kind das erste Wort spricht, nimmt es Sprache im Mutterleib wahr, reagiert nach der Geburt auf Mimik und Äußerungen. Später ahmt es erste Laute nach, bildet Worte, bis es nach Jahren in umfangreicheren Sätzen kommuniziert. Schritt für Schritt eignen sich Kinder ihre Muttersprache an. Erforscht ist dieser Prozess bislang jedoch nur für einen Bruchteil aller Sprachen. Prof. Dr. Natalie Boll-Avetisyan, Psycholinguistin an der Universität Potsdam, möchte das ändern. Im Masterseminar „Advanced Topics in Language Acquisition II“ nimmt sie mit ihren Studierenden bewusst Sprachen fernab des Forschungsmainstreams in den Blick. Auf diese Weise arbeiten sie aktiv daran, Diversität stärker in der Spracherwerbsforschung zu verankern.

„Nachdem lange Zeit der US-amerikanische und der europäische Kulturraum im Fokus standen, ist in den letzten zwei, drei Jahren ein Umdenken zu spüren“, erklärt die Wissenschaftlerin. Bisher widmeten sich rund 40 Prozent der Forschungsarbeiten dem Spracherwerb der Lingua franca Englisch, weitere 40 bis 50 Prozent mit den indogermanischen Sprachen vornehmlich Westeuropas. Auf den restlichen Anteil entfielen die Beschäftigungen mit asiatischen Sprachen wie Mandarin-Chinesisch oder Japanisch. Angesichts von 6.000 bis 7.000 Sprachen weltweit ist die bisherige Bilanz also mehr als ungenügend. Natalie Boll-Avetisyans Masterseminar soll das beheben: Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer werden so ausgebildet, dass sie Feldforschung für den Erstspracherwerb betreiben können – überall

auf der Welt und damit auch für mehr Sprachen als bisher. Die Linguistin gibt die Lehrveranstaltung bereits zum zweiten Mal und freut sich über das Interesse der Studierenden aus den internationalen Masterstudiengängen „Linguistics“ und „Experimental and Clinical Linguistics“, die unter anderem aus Pakistan, der Türkei, Indonesien, China oder Spanien kommen.

„Ich habe das Gefühl, dass uns hundert Teile eines Puzzles fehlen, wenn wir über Spracherwerb und -entwicklung reden“, meint Michelle Throssell, Studentin aus Katalonien, und fasst so das Hauptproblem der aktuellen Forschungslage zusammen. „Es wäre sehr hilfreich, sich wenigstens ein paar dieser Puzzleteile zu erschließen, um Generalisierungen über Sprache treffen zu können.“ Für ein umfassendes Bild der Sprachentwicklung von Kindern müssten auch weniger erforschte Sprachen berücksichtigt werden.

Im Seminar haben die Studierenden mithilfe von Experimenten untersucht, ob Kinder besser auf vereinfachte Babysprache von Erwachsenen reagieren oder nicht. Dafür ist die Berücksichtigung von kultureller Angemessenheit essenziell: Formulierungen in Fragebögen passend zu wählen und respektvoll mit den Eltern der kleinen Probandinnen und Probanden zu sprechen, entscheidet letztlich über das Gelingen einer Erhebung. Einige Kulturen seien traditionell verschlossener, sodass Datenerhebungen vor Ort mit Schwierigkeiten verbunden sein können, erzählt Amanda Soengadie.

Die indonesische Studentin möchte sich im Anschluss an das Seminar mit dem Koreanischen beschäftigen. „Ich denke, das wird herausfor-

dernd, weil ich nicht Teil der koreanischen Gesellschaft bin. Das ist auch ein Grund, warum so viele Sprachen schlecht erforscht sind.“ Umso wichtiger erscheint es, die Studierenden zu sensibilisieren und auf mögliche Probleme vorzubereiten. Lokale Partner zu finden, ist dabei eine Lösung. Sie könnten darauf aufmerksam machen, wenn kulturelle Normen verletzt werden, sagt Natalie Boll-Avetisyan. Sie möchte ihren Kursteilnehmerinnen und -teilnehmern aber auch zeigen, dass ihr eigener kultureller Hintergrund ein Gewinn ist, und sie ermutigen, ihre Forschungsinteressen weiterzuverfolgen. „Die unterschiedlichen Hintergründe der Studierenden sind sehr wertvoll für die wissenschaftliche Diskussion“, so die Professorin.

Die bisherige Forschung zu Sprachen aus Regionen, die den Kategorien westlich, bildungsorientiert, industrialisiert, reich und demokratisch nur teilweise angehören, ist der internationalen Wissenschaftsgemeinschaft nicht einfach zugänglich.

„Viele chinesische Linguisten veröffentlichen nur innerhalb der chinesischen Community und ihre Texte werden selten übersetzt“, erklärt die Studentin Kunrong Zheng. Die Aufmerksamkeit für die wenig erforschten Sprachen muss auf allen Seiten erst geschaffen werden. „Etwa von uns als Studierenden aus nicht-westlichen Ländern, die beispielsweise in Deutschland studieren“, sagt Amanda Soengadie.

Sicher ist, dass sich die motivierten Absolventinnen und Absolventen weiterhin für mehr Vielfalt in der Spracherwerbsforschung einsetzen werden. Wie wichtig das ist, ist der Forschungsgemeinschaft, laut Natalie Boll-Avetisyan, klar: „Die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind sich inzwischen bewusst, dass sie von Diversität nur profitieren können. Der Wille ist da, alte Strukturen aufzubrechen, weil man endlich das Problem erkannt hat. Ich glaube, dass es gerade eine große Experimentierfreude in der Spracherwerbsforschung gibt.“

ANZEIGE



mbs.de

**Nicht nur Berater,
sondern auch Biker.**

Florian Mattner,
Sparkassen-Berater
und Motorradfahrer.

**Ob Vorsorge oder Versicherung –
Ich zeige Ihnen, was Sie wirklich brauchen.
Jetzt Termin vereinbaren!**

 Mittelbrandenburgische
Sparkasse



**DOTTI MOSCATI, BERLINER
BURLESQUE-PERFORMERIN, BEREICHERT
SEIT 2017 DIE BERLINER SZENE ALS
„BURLESQUE-CLOWN“.**

TITEL

Queere Bühnenkunst

Joanna Staśkiewicz erforscht die Neo-Burlesque-Szenen in New Orleans, Berlin und Warschau



DR. JANA SCHOLZ

Ein weißer Schleier und ein rotes Tuch enthüllen und verhüllen abwechselnd den Körper einer Frau, die auf einer in blaues Licht getauchten Bühne tanzt. Mal als weißes Hochzeitskleid, mal als Babydecke und schließlich als Leichentuch, inszenieren die Stoffe den konventionellen Lebenslauf einer Frau – von der Pubertät über das Erwachsenwerden und die Geburt eines Kindes bis hin zum Tod. Doch die rot-weißen Farben, in die sich die Tänzerin hüllt, sind politisch aufgeladen: Es sind die Nationalfarben Polens. Die Frauenpolitik und das Abtreibungsverbot der polnischen Regierung sind es, die die polnische Burlesque-Performerin Betty Q in ihrer sinnlich-humorvollen Show kritisiert.

Mit Burlesque-Aufführungen wie dieser befasst sich Dr. Joanna Staśkiewicz in ihrem Habilitationsprojekt „Queering von Gender, Begehren und lokalen Mythen in der (Neo-)Burlesque“ am Institut für Künste und Medien. Sie versteht diese Form der Bühnenkunst als Kommentar zum politischen Geschehen, und zwar besonders im Hinblick auf Geschlechterfragen und sexuelle Orientierung. Gefördert wird ihr Projekt bis Ende 2024 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft – auch eine internationale Konferenz ist geplant, sogar mit Live-Performance.

Doch was genau ist Burlesque eigentlich? Der Begriff stammt vom italienischen „burla“ für Witz oder Schabernack. Bereits im 16. Jahrhundert gab es das burleske Theater, das die vulgäre Komik des einfachen Lebens in Szene setzte. „Es ging darum, die herrschende Kultur auszulachen“, erklärt Staśkiewicz. Später finde sich die Burlesque bei Mozart, auch seine eigenen Kompositionen wurden parodiert. In den 1860er Jahren trat dann die erste Burlesque-Tänzerin, die Britin Lydia Thompson, auf die Bühne. In ihren Shows nutzte sie Elemente des Crossdressing und kleidete sich zum Beispiel in Shorts – damals skandalös. „Thompson löste mit ihrer Tour in den USA einen Burlesque-Trend aus.“ Ihren Höhepunkt erlebte die Bewegung in den 1930er Jahren, als das Phänomen den Broadway erreichte. 1937 verbot jedoch der damalige katholische Bürgermeister der Stadt New York die Kunstform und in der Folge trat sie zunehmend in den Hintergrund. Während in den 1960er Jahren der Go-go-Tanz und der Striptease beliebt wurden, schlief die Burlesque einen Dornröschen-Schlaf, ehe sie in den 1990er Jahren wieder erwachte: als Neo-Burlesque, mit Berühmtheiten wie Dita von Teese, aber auch einem zunehmend queeren Publikum in London oder New York. „Die Performenden definieren

TSARINA HELLFIRE AUS NEW ORLEANS VERBINDET KLASSISCHE BURLESQUE MIT CLOWNESQUE UND FETISCH.

sich jenseits der Zweiteilung der Geschlechter“, sagt Staškiewicz. Sie spricht deshalb auch gerne von „Queerlesque“.

Die Kulturwissenschaftlerin meint, diese Form des Theaters sei immer subversiv und in der Lage, gängige Normen infrage zu stellen. „Burlesque-Aufführungen sind eine Umstülpung der Welt.“ Eigentlich wie im Karneval, wenn einmal im Jahr alle Konventionen außer Kraft gesetzt sind. In den kommenden zwei Jahren wird die Forscherin Shows in New Orleans, Berlin und Warschau besuchen – am liebsten ist sie dabei in kleinen, versteckten Bars – und Interviews mit den Performenden führen. Denn auch biografische Aspekte, etwa Diskriminierungserfahrungen, sollen in ihre Habilitation einfließen.

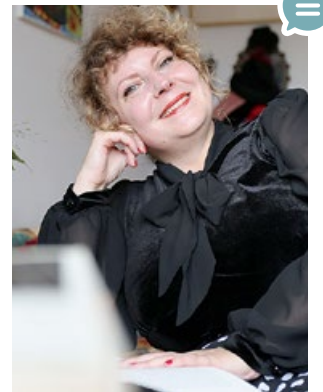
Jede Stadt hat ihre ganz eigene Burlesque-Community, mit unterschiedlichsten Mythen und Themen. In Warschau sei die Szene besonders politisch. „Die Aufführungen prangern oft die rechte Regierung an und schaffen damit queere ‚Safe Places‘“, erklärt Staškiewicz. Das seien magische Orte mit einer Do-it-yourself-Ästhetik, an denen es keine Zensur gibt. So nimmt die Burlesque als Spielart christliche Elemente auf, der „Boylesque“-Performer Gąsziu beispielsweise persifliert die polnischen Nationalepen und die homophobe katholische Kirche.

Auch in New Orleans ist die Szene voller Überraschungen und feiert das Außergewöhnliche. Da ist einerseits die Nähe zum Voodoo, andererseits kommen eingeschworene Fangemeinden von „Star Wars“ oder „Harry Potter“ bei „Nerdlesque“-Shows zusammen. Performende können etwa als Roboter verkleidet auf der Bühne stehen oder Jedi-Ritter nachstellen. „Die Aufführungen sind so abstrakt, dass sie sich jenseits der Geschlechterbinarität bewegen.“ Die Forscherin bezieht

daher Theorien ein, wonach das Groteske der Körper, zum Beispiel in Form von Roboterkostümen, Tattoos oder Piercings, Normen untergräbt. Doch auch in den USA, wo die Nerdlesque und ebenso die sogenannte Clownesque boomen, steht Politik auf dem Programm: Als unter Donald Trump Vergewaltigungsvorwürfe gegen den Richter Brett Kavanaugh laut wurden, zeigte sich die Künstlerin Lefty Lucy ganz nackt – in der Burlesque sehr selten. Ein Bild für Verletzlichkeit.

Im Vergleich zu New Orleans und Warschau sei die Berliner Szene eher unübersichtlich. „Die typische Berliner Burlesque zu beschreiben, ist sehr schwierig“, sagt Staškiewicz. „Sie ist so international.“ Fest steht, dass alles in den 2000er Jahren mit Grotesque-Galas und Fetisch-Abenden begann. Und dass die Inszenierungen meist das legendäre Berlin der 1920er Jahre aufleben lassen, die goldene Zeit der Kabarets, Tanzlokale und Revue-Theater: als im Schöneberger Eldorado Travestie-Shows stattfanden und 170 homosexuelle Clubs das Nachtleben prägten – mit Leitfiguren wie Christopher Isherwood und Claire Waldoff.

In Deutschland sei die Bühnenkunst bisher nicht erforscht, während sie in der englischsprachigen Literatur bereits seit Langem diskutiert werde. Joanna Staškiewicz ist selbst mehr durch Zufall auf das Forschungsthema gestoßen. Während ihres Promotionsstudiums zur katholischen Frauenbewegung in Polen hatte sie einen Vortrag in den USA gehalten und dabei auch die Stadt New Orleans kennengelernt. Hier war sie erstmals in Berührung mit der New-Burlesque-Szene gekommen. „Bis heute fasziniert es mich, wie die Performances patriarchale Vorstellungen von Erotik verspielt, theatralisch und gleichzeitig humorvoll inszenieren.“



”

Burlesque-Performances stellen gängige Normen infrage.

TITEL

Eine Oase der Biodiversität

Der Botanische Garten der Universität Potsdam ist Heimat und Museum für zahlreiche Pflanzenarten aus der ganzen Welt



DR. STEFANIE MIKULLA

Biologische Vielfalt – was das genau bedeutet, kann man im Botanischen Garten auf kleinem Raum erleben. Die zehn Gewächshäuser und fünf Hektar Außengelände beheimaten 8.000 Pflanzenarten, circa 300 bis 500 pro Gewächshaus, und 15.000 Akzessionen, also einzelne Pflanzenexemplare unterschiedlicher Herkunft. Hier wachsen rund zwei Prozent aller weltweit bekannten Arten. Auch absolute Raritäten sind dabei: Die blühende *Sansevieria caulescens* zum Beispiel ist eine von nur zwei bekannten Exemplaren ihrer Art weltweit. „Unser Exemplar wurde vor über 50 Jahren in Ruanda gefunden“, sagt Dr. Michael Burkart, Kustos des Botanischen Gartens. „Seitdem wurde sie im Nationalen Botanischen Garten von Belgien in Meise kultiviert, von wo wir sie bekommen haben. Ihr Weg konnte über die Sammelnummer recherchiert und rekonstruiert werden.“ Botanische Detektivarbeit also.

Ähnlich wie ein Zoo kann ein Botanischer Garten ein Refugium für bedrohte Arten sein, und darüber hinaus eine wichtige Forschungsplattform. Anja Linstädter, Direktorin des Botanischen Gartens und Professorin für Biodiversitätsforschung und Spezielle Botanik, fasst zusammen: „Ein moderner Botanischer Garten muss über das Bewahren hinwegkommen. Informationen zu den Pflanzen und zu ihren Umweltbedingungen müssen standardisiert aufgenommen und Aufzeichnungen besser dokumentiert werden.“ Zu wissen, woher die Pflanzen stammen, sei heute wichtiger als früher, ergänzt Michael Burkart.

Im Botanischen Garten der Universität Potsdam will man besser verstehen, wie sich Pflanzenarten an veränderte Klimabedingungen

anpassen. „Wir wollen herausfinden, welche Pflanze wie auf Temperatur- und Feuchtigkeitsänderungen reagiert, indem wir die Überlebensstrategien der Arten beschreiben“, sagt Anja Linstädter. Bei ihren Forschungen kommt unter anderem die Phänologie zum Einsatz, also die Lehre vom Lebensrhythmus der Pflanzen. Darunter versteht man die periodisch wiederkehrenden Wachstums- und Entwicklungserscheinungen, wie das Austreiben, Blühen und Fruchten. Im Fokus stehen dabei die krautigen, nicht verholzten Pflanzen, also vier Fünftel aller Pflanzenarten weltweit, die nicht zu den Bäumen oder Sträuchern gehören. „Für die Entwicklung von Pflanzen gibt es drei Schlüsselfaktoren: die Länge der täglichen Beleuchtungszeit, die Temperatur und die Niederschlagsverhältnisse“, erklärt Linstädter. „Die letzteren beiden werden durch den Klimawandel stark beeinflusst. Manche Pflanzen sind verhältnismäßig robust gegenüber solchen Veränderungen, andere reagieren empfindlich darauf.“ Burkart berichtet von Pflanzen, die extreme Bedingungen vertragen: „Wir haben mal für ein Experiment ein paar Pflanzen ein Jahr lang nicht gegossen, in dem Raum wurde nur genebelt. Nach dem Gießen haben sie tatsächlich wieder ausgetrieben.“

Seit einem Jahr gehört der Botanische Garten der Universität Potsdam zum PhenObs-Projekt, einem Netzwerk Botanischer Gärten, das mit einheitlichen Erhebungsmethoden ein systematisches Monitoring einer bestimmten Anzahl von Pflanzen betreibt. In Potsdam zeichnet eine Mitarbeiterin wöchentlich die Entwicklungsstadien von 100 Pflanzenarten auf. Dieselben Beobachtungen laufen in Berlin, Halle, Leipzig, aber auch in Gärten in Italien, Russland und China.



Die Biodiversitätskrise ist noch wesentlich dringender als die Klimakrise.

**MICHAEL BURKART
MIT BLÜHENDER SANSEVIERIA**


Indem die Forschenden Daten von Orten mit unterschiedlichen Klimabedingungen vergleichen, können sie Rückschlüsse ziehen, wie sich die Arten unter unterschiedlichen Umweltbedingungen entwickeln.

Schätzungen gehen davon aus, dass in den kommenden Jahrzehnten eine Million Tier- und Pflanzenarten von der Erde verschwinden könnten. Michael Burkart betont: „Den Entscheidungsträgern ist nicht klar, wie brenzlich die Situation ist: Die Biodiversitätskrise ist noch wesentlich dringender als die Klimakrise. Weil die Systeme so komplex sind, ist es schwierig, die Wechselwirkungen vorherzusagen. Wir müssen uns auf unangenehme Überraschungen gefasst machen.“

Laut Anja Linstädter verstärken sich Klima- und Biodiversitätskrise gegenseitig. „Wir sprechen auch von einer Zwillingskrise“, so die Biologin. Beide Krisen seien mit bisherigen Methoden

ANJA LINSTÄDTER


nicht lösbar. „Sie bedrohen unsere Lebensgrundlage, besonders in der Lebensmittelversorgung, Medizinproduktion und Kohlenstoffspeicherung.“ Neben der Artenvielfalt wird Biodiversität aber auch über die Vielfalt der Genetik und der ökologischen Systeme definiert. „Für den Erhalt der Biodiversität ist die genetische Diversität der Individuen genauso entscheidend wie die Arten- oder Sortenvielfalt.“ Kommt es zu einem genetischen Flaschenhals, also einer starken genetischen Verarmung aufgrund einer zu kleinen Population, dann sind die Arten weniger gut gewappnet, um auf zukünftige Veränderungen zu reagieren.

Was also kann jede und jeder Einzelne für den Erhalt der Biodiversität tun? Anja Linstädter ist stolz auf ein Bürgerwissenschaftsprojekt, das kürzlich ins Leben gerufen wurde: „Über 150 Interessierte haben sich gemeldet. Wir vergleichen die Entwicklung bestimmter Pflanzenarten in unserem Schaubet im Botanischen Garten und an anderen Orten.“ Städtische Biotopie würden sich derzeit sogar zu Biodiversitäts-Hot Spots entwickeln. „Jeder kann mit der Gestaltung seines eigenen Gartens zur Biodiversität beitragen“, ist sich Anja Linstädter sicher.



➔ Zur Website
des Botanischen
Garten

KRIEG IN DER UKRAINE

Kampf um die Unabhängigkeit

Warum die ukrainische Bevölkerung immer wieder zum Opfer von Machtspielen geworden ist



DR. JANA SCHOLZ

Den Verlust der Unabhängigkeit haben bereits viele Generationen von Ukrainerinnen und Ukrainern erfahren, sagt Alexander Wöll. Der Professor für Kultur und Literatur Mittel- und Osteuropas kennt nicht nur die Geschichte Osteuropas gut, er hat auch zahlreiche wissenschaftliche Kontakte in die Ukraine. So nahm er nach Kriegsausbruch auch eine geflüchtete Literaturwissenschaftlerin und Lyrikerin bei sich auf. Im Interview erläutert er unter anderem die ukrainisch-russische Beziehung, die gegensätzliche Kriegsberichterstattung beider Länder und sagt, welche Hilfen Menschen auf der Flucht am dringendsten benötigen.

Wie schätzen Sie die Beziehung zwischen Russland und der Ukraine kulturhistorisch ein? Gibt es tatsächlich Ansatzpunkte für die aktuellen Entwicklungen in der Geschichte?

Das mittelalterliche Großreich Kiewer Rus, das bis ins 13. Jahrhundert bestand, ist ein Vorgängerstaat von Ukraine, Belarus und Russland gleichermaßen. 1654 hat die Ukraine im eigentlichen Sinne zum ersten Mal ihre Souveränität verloren, und zwar mit dem Vertrag von Perejaslaw zwischen der Kosakenführung mit dem russischen Zaren. Damals wurde sie zu einer Randprovinz im russischen Imperium. Im 20. Jahrhundert hat die Ukraine dann sechsmal ihre Unabhängigkeit erklärt – und sie fünfmal wieder verloren. Der Verlust der Souveränität ist für die Ukrainerinnen und Ukrainer keine theoretische Gefahr, sondern die Lebenserfahrung vieler Generationen. Immer wieder wurden sie zu Opfern von Machtspielen.

Die aktuellen Entwicklungen stehen also in jahrhundertelanger Tradition. Bereits Stalin ließ im Winter 1932 nach Untersuchungen des britischen Historikers Robert Conquest bis zu 14 Millionen Ukrainer in einem Völkermord verhungern. Dieser millionenfache Hungertod ist als „Holodomor“ in die Geschichtsbücher eingegangen. Genau in dieser Tradition der Souveränitätsfrage steht der Angriffskrieg Putins.

Putin setzt auf Zensur und die Verbreitung einer zentral vorgegebenen Sicht mithilfe der staatlichen Medienkanäle. Der ukrainische Präsident lädt die weltweite Presse ein, operiert aber vom ersten Tag an auch intensiv in den Sozialen Medien. Erreichen beide, was sie wollen?

Auf dem Gebiet der Berichterstattung hat Putin seinen Angriffskrieg bereits verloren. Er wiederholt die stalinistischen Gleichsetzungen aller Feinde mit Nazis, die begann, als Trotzki in den 1930er Jahren regelmäßig mit Hakenkreuzen dargestellt wurde. Im Kalten Krieg ersetzten die Vereinigten Staaten die Nazis. Putin schafft es aber durch Pressezensur und Propaganda einerseits doch irgendwie, dass einige Russen das Vorgehen unterstützen und andererseits hat er einen derart großen Angstapparat geschaffen, dass sich Menschen nicht mehr zu protestieren trauen. In der Ukraine will folgerichtig niemand von einem diktatorischen und autoritären Russland in die Sklaverei „befreit“ werden. Besonders die jungen Menschen in der Ukraine sind hier entschlossen, das mit ihrem eigenen Leben zu verhindern, sodass der 43-jährige Wolodymyr Selenskyj auf diesem Feld den Krieg bereits jetzt gewonnen hat.

➔ Weitere Interviews zum Krieg in der Ukraine



Was bedeutet dieser Krieg für den post-sowjetischen Raum insgesamt?

Russland schafft es nicht, sich von seinen Großmachtillusionen als imperiale Weltmacht zu verabschieden. In gewisser Weise könnte man gar sagen, dass seit Iwan dem Schrecklichen eine permanente innere Kolonisation und aggressive Expansion der einzige Kitt des Landes ist. Die Kolonien liegen ja nicht irgendwo in der Welt verstreut, sondern wurden durch Eroberungsfeldzüge unterworfen, kulturell komplett russifiziert und ihrer eigenen Sprachen und Kulturen beraubt. Insofern können alle anderen Staaten des postsowjetischen Raumes sehr realistisch einschätzen, dass sie ohne den Schutz der NATO früher oder später Opfer der russischen Kriegszüge werden.

Sie haben eine ukrainische Lyrikerin bei sich aufgenommen. Kannten Sie sich bereits vorher und wie können Sie sie über die Unterkunft hinaus unterstützen?

Daryna Gladun ist bei mir in Berlin an einem vorläufigen Ende ihrer Flucht angekommen. Die weltweite Wissenschaftscommunity arbeitet hier eng zusammen: In diesem konkreten Fall hat mich mein Kollege Alex Averbuch von der kanadischen Universität Alberta um Hilfe gebeten. Daryna stammt aus Butscha, der Stadt neben Irpin, die von der russischen Invasionsarmee fast vollständig zerstört worden ist. In unserem BMBF-Projekt „European Times“, das ich zusammen mit meinen Kollegen von der Europa-Universität Viadrina durchführe, konnten wir ihr einen Stipendienplatz geben. Sie ist eine hervorragende Literaturwissenschaftlerin,

die ihre Doktorarbeit über Performance in der ukrainischen Gegenwartsliteratur schreibt. Aber sie ist mit ihren 29 Jahren auch eine der besten Lyrikerinnen des Landes. Und daneben ist sie Lehrerin für ukrainische Literatur, die sich durch Homeschooling noch um die Reste der Schule kümmert. Wir werden sie unterstützen, wo und wie wir nur können.

Eine Denkfabrik zur Osteuropa- und Konfliktforschung

Seit Beginn des Krieges setzt sich die Universität Potsdam für betroffene Studierende und Forschende ein, indem sie Soforthilfe und Stipendien vergibt. Zusätzlich möchte die Universität eine Denkfabrik etablieren, in der die slawische Region in Ost- und Mitteleuropa sowie Teile des postsowjetischen Raums genauer unter die Lupe genommen werden. Das Konfliktpotenzial in dieser Region ist in hohem Maße komplex und reicht weit über den derzeitigen Krieg in der Ukraine hinaus. Eine breitere Sichtweise mit unterschiedlichen bis konträren Blickwinkeln ist zwingend erforderlich, um die Dynamik aus Stabilität und Krise in der Region zu verstehen. Die Universität Potsdam will zu diesem Zweck leistungsstarke Studierende aus unterschiedlichen Fächern in der Denkfabrik „Translating Eastern Europe“ zusammenbringen. Gefördert werden soll das Format innerhalb des Deutschlandstipendienprogramms, das zur einen Hälfte vom Bund finanziert und zur anderen Hälfte von Stiftungen oder Unternehmen getragen wird. Hierfür bittet die Universität Potsdam um Unterstützung.

Kontakt:

Karina Jung, Referentin für Friend- und Fundraising und Marketing

@ karina.jung@uni-potsdam.de



”

Auf dem Gebiet der Berichterstattung hat Putin seinen Angriffskrieg bereits verloren.

FORSCHUNG

Blinde Passagiere

Was können Mikroorganismen auf der Haut von Walen oder Pinguinen über Umweltveränderungen verraten?



HEIKE KAMPE



Die Pinguine leben in großen Kolonien und geben Bakterien untereinander sehr gut weiter.

Sie sind durchschnittlich 13 Meter lang und bis zu 30 Tonnen schwer: Buckelwale gehören zu den imposantesten Tieren der Erde. Der Evolutionsbiologe Prof. Dr. Ralph Tiedemann konnte die Giganten kürzlich auf einer Expedition ganz nah erleben: Nur zehn Meter trennten ihn von den Walen, denen er sich gemeinsam mit einem chilenisch-mexikanischen Forschungsteam in einem Schlauchboot im Antarktischen Ozean, südlich von Patagonien, genähert hatte. Nun ist der Forscher wieder in Potsdam und hat von seiner Reise ein paar Proben mitgebracht: kleine Stücke Walhaut, die die Crew mithilfe einer speziellen Biopsie-Harpune ausgestanzt hat – „schmerzlos“, betont der Forscher. Er interessiert sich für das Erbgut, das in diesen Proben steckt.

An dieses heranzukommen, ist nicht ganz einfach. „Zunächst einmal muss man die Wale überhaupt finden“, erklärt Tiedemann. Sobald die Tiere geortet sind, gilt es, an ihrem Verhalten zu erkennen, ob sie an der Oberfläche bleiben oder

sich gleich auf einen längeren Tauchgang begeben. Wenn sie nicht in Tauchstimmung sind, erfolgt die Annäherung auf einem Schlauchboot – „bei Wind und Wellen“. Zuletzt muss auch der Schuss für eine erfolgreiche Entnahme der Proben „sitzen“. Dafür bleiben nur wenige Sekunden, in denen die Tiere an der Oberfläche sind.

Dreimal war das Forschungsteam auf dieser Exkursion schließlich erfolgreich und konnte die wertvollen Hautproben gewinnen. Sie enthalten viel mehr als nur die Erbinformation des einzelnen Tieres. Auf der Haut leben zahllose Mikroorganismen, auf die es die Forschenden ebenfalls abgesehen haben. Mikrobiom – so heißt diese Lebensgemeinschaft aus Bakterien und Pilzen. Sie erfüllt wichtige Funktionen: Bei Säu-

Fotos: © Luis Eguiarre (l.); CEQUA (r)

DIE FORSCHENDEN HABEN ES AUF DIE HAUT VON BUCKELWALEN ...



... UND VON MAGELLAN-PINGUINEN ABGESEHEN.



getieren beeinflusst sie das Immunsystem und Stoffwechselprozesse. Ohne seine rund 39 Billionen unsichtbaren Mitbewohner, die vor allem im Darm, aber auch auf der Haut zu finden sind, könnte etwa ein Mensch kaum überleben.

Für die Forschung ist das Mikrobiom hochinteressant. Denn es scheint nicht nur enormen Einfluss auf seinen Wirt zu haben, sondern spiegelt auch Umweltbedingungen wider. Welche Arten von Mikroorganismen speziell auf der Haut mariner Lebewesen existieren oder welche ihrer Gene aktiviert sind, könnte Auskunft über die Wasserqualität oder auch Temperaturänderungen im Rahmen des Klimawandels geben. Diese mikrobielle Gemeinschaft ist deshalb Gegenstand eines Forschungsprojekts des chilenischen Forschungsinstituts CEQUA mit Sitz in Punta Arenas. Neben der Universität von Mexiko City, mit der Projektleiterin und Mikrobiomforscherin Prof. Valeria Souza, ist auch Ralph Tiedemann mit seinem Potsdamer Forschungsteam an dem von der chilenischen Regierung geförderten Vorhaben beteiligt.

Die Forschenden untersuchen außer Buckelwalen auch Magellan-Pinguine, Seelöwen, Hummer, Königskrabben, Lachse und weitere Arten, um wichtige Glieder der subantarktischen Nahrungskette abzudecken. Während das Mikrobiom in Mexiko analysiert wird, kommen in Potsdam tiefgefrorene Proben des Buckelwals und des Magellan-Pinguins an und werden hier molekularbiologisch untersucht.

Der Biologe Enrique Amaro aus dem Forschungsteam um Ralph Tiedemann extrahiert dafür die Buckelwal-DNA und präpariert sie für die weitere Analyse. Dann wird das Genom sequenziert und die Abfolge der einzelnen DNA-Bausteine bestimmt. Am Ende erhält er riesige Datenmengen mit Erbgutinformationen und kann sogar erkennen, welche Gene aktiv und welche inaktiv sind. Proben aus verschiedenen Jahreszeiten sollen zudem Informationen über mögliche saisonale Unterschiede liefern. Auch ältere Proben, die aus wissenschaftlichen Untersuchungen oder von Strandungen stammen, werten die Forschenden aus.

Ganz ähnlich sieht die Arbeit von Dr. Marisol Domínguez aus. Allerdings arbeitet sie nicht mit der DNA des Buckelwals, sondern untersucht den Magellan-Pinguin. „Diese Pinguine leben in sehr großen Kolonien und geben Bakterien, inklusive Krankheitserreger, untereinander sehr gut weiter“, erklärt sie. Die rund 70 Zentimeter großen Vögel graben auf kleinen Inseln Bruthöhlen, meist unter



Baumwurzeln, um den Nachwuchs vor Raubmöwen zu schützen. Für die Probenahme werden die Nester ausfindig gemacht und eine Blutprobe aus dem Fuß der jungen Pinguine entnommen. Mit Hilfe der darin enthaltenen Erbinformation möchte die Biologin herausfinden, wie die genetische Vielfalt der Population und die Umweltbedingungen das Mikrobiom beeinflussen.

Für den Buckelwal ist bereits bekannt, dass die Artenzusammensetzung der Hautbakterien davon abhängt, in welchen Gewässern sich die Tiere bewegen. Außerdem gibt es individuelle Unterschiede von Tier zu Tier. Nun hoffen die Forschenden, weitere Verbindungen zwischen dem Mikrobiom, Umwelteigenschaften und den Wirtspopulationen aufdecken zu können, um besser zu verstehen, welche Faktoren das Mikrobiom entscheidend beeinflussen. Wie groß sind etwa die Unterschiede zwischen Walpopulationen, die an verschiedenen Orten leben?

„Oft stellt man sich die Arbeit eines Biologen sehr abenteuerlich vor: ständig unterwegs, immer draußen auf spannenden Exkursionen und in tollen Landschaften“, erzählt Enrique Amaro. „In Wirklichkeit arbeite ich als Wissenschaftler die meiste Zeit am Computer und analysiere Daten.“ Doch in wenigen Monaten wird es auch für ihn aufregend: Im kommenden Winter wird das Team für eine weitere Exkursion nach Patagonien reisen und erneut Buckelwale und Magellan-Pinguine aufspüren. „Noch stehen wir ganz am Anfang unserer Forschung“, betont Marisol Domínguez. „Aber in einigen Jahren werden wir hoffentlich mehr über die Verbindung von Mikrobiom, Umweltbedingungen und Populationsgenetik in der Antarktis wissen.“



Das Mikrobiom beeinflusst das Immunsystem und Stoffwechselprozesse.

REISETAGEBUCH

AUF DEN SPUREN DER ANTIKE

Studierende der Potsdamer Denkfabrik „Scriptio Continua“ auf Sardinien

Mit dem Verhältnis von Antike und Gegenwart befasst sich die Potsdamer Denkfabrik „Scriptio Continua“, die im März zu einer Forschungsreise nach Sardinien aufbrach. Zehn Studierende der Geschichte und der Klassischen Philologie besuchten im Süden der Insel Museen, archäologische Stätten und historische Denkmäler. Begleitet wurden sie von Forschenden und Lehrenden der Universitäten Potsdam und Cagliari, die in der europäischen Hochschulallianz EDUC zusammenarbeiten. Die Geschichte des Altertums in Potsdam und der Lehrstuhl für Römische Geschichte in Cagliari entwickeln derzeit zusammen mit der Alten Geschichte der Universität Pécs gemeinsame Lehrprojekte. Hier einige Eindrücke von der fünftägigen Exkursion.



➔ Zum ganzen Tagebuch

Tag 1

VON SCHLANGEN BEWACHT: DIE GROTTA DELLA VIPERA

Unser erstes Ziel ist die im 2. Jahrhundert n. Chr. erbaute „Viperngrotte“, benannt nach den Schlangen, die den Eingang verzieren. In der frühen Neuzeit wurde sie für ein Martyrium von christlichen Heiligen gehalten. Tatsächlich aber ist es das Grab der Atilia Pompilla und ihres Ehemannes Lucius Cassius Philippus, die auf Sardinien im Exil lebten. Als Lucius erkrankte, hatte Atilia die Götter darum gebeten, an der Stelle ihres Mannes zu sterben. So geschah es. Lucius erfreute sich bald wieder bester Gesundheit und schrieb ehrwürdige Texte über seine Frau, die im Grab an den Wänden zu lesen waren.

Tag 2

WEIBLICHE GOTTHEITEN UND MÄNNLICHER HELDENRUHM

Wir besuchen das archäologische Nationalmuseum von Cagliari mit seinen uralten Skulpturen weiblicher Gottheiten, prähistorischen Werkzeugen, Tafelschriften und Keramiken. Dank unserer EDUC-Partnerschaft mit der Universität Cagliari führt uns Piergiorgio Floris, Professor für Römische Geschichte, durch die Sammlung. Er hat Rebecca Scano mitgebracht, eine der ersten Studentinnen, die ihre Abschlussarbeit innerhalb der EDUC-Kooperation an zwei Universitäten verfasste. Betreut von Prof. Floris in Cagliari und von Prof. Dr. Filippo Carlà-Uhink in Potsdam schrieb sie ihre Thesis, in der es um Germanicus und seine Darstellung im historischen Werk des Tacitus ging.





Tag 3

WELLNESS IN DER ANTIKEN STADT NORA

Auf der Halbinsel Pula im Südwesten Sardiniens besuchen wir den archäologischen Park des antiken Nora. Die im 8. Jahrhundert v. Chr. von den Phöniziern errichtete Stadt wurde später von den Puniern und Römern bewohnt. Aus der Zeit der Römer stammen die am besten erhaltenen Monumente, wozu auch vier verschiedene Thermen zählen. Wir können uns gut vorstellen, wie die Bewohner während ihres Wellness-Programms mit direktem Blick auf das Meer ihre

Versammlungen abhielten. Das berühmteste Zeugnis in diesem Areal ist die Stele von Nora, die wir gestern im Museum von Cagliari betrachten konnten. Schade nur, dass ein großer Teil Noras und des Hafens inzwischen unter der Wasseroberfläche verborgen liegt.

Tag 4

UNTER DER ERDE

In der Stadt Sant'Antioco, dem antiken Sulci, steigen wir hinab in die Höhlen und Gänge der punischen Nekropole von Is Pirixeddu, die die Christen später als Katakomben nutzten. Auch beim anschließenden Besuch des „unterirdischen Dorfs“ Villaggio ipogeo sehen wir, wie punische Nekropolen im Laufe der Zeit wiederverwendet wurden: Ab dem 17./18. Jahrhundert dienten die einstigen Grabkammern als Wohnungen für ärmere Familien. Im Dorf soll es noch heute ein paar alte Damen geben, die bis in die 1980er Jahre dort wohnten. Andere Gräber, die für Besucher nicht zugänglich sind, werden von den darüber wohnenden Menschen als Keller genutzt.

Tag 5

AM TEMPEL VON ANTAS

Auf unserer Rückfahrt nach Cagliari geht es über Serpentinaen auf und ab, bis wir schließlich den Tempel von Antas erreichen, in einem abgelegenen Tal des Flusses Antas an den Hängen des Berges Conca 'e s'Ormu. Es ist ein ursprünglich punisches, später römisches Heiligtum, das dem Gott Sardinus Pater gewidmet ist. Umliegende Wanderwege führen uns von dem mystischen Ort hinauf auf einen kleinen Berg, aus dem die Römer die riesigen Steine für die Säulen gehauen haben. Die passende Kulisse für ein Gruppenfoto zum Abschluss unserer Exkursion.

JULIANE SEIP



UNI FINDET STADT

Gespräche über das Weltall

Marcus Schladebach lädt zur Vortragsreihe „Space Lectures“ ein



LUISA AGROFYLAX



Ein Astronaut ist jemand, der den Mut aufbringt, sich von Tausenden Litern Kerosin in einen ungewissen Raum schießen zu lassen.

Unternehmer Elon Musk befördert Privatpersonen ins All, um uns herum tummelt sich der Weltraumschrott und irgendwann werden wir wohl beginnen, Bodenschätze vom Mond zu fördern. Dass wir aktuelle Weltraumprobleme aus verschiedenen Perspektiven betrachten müssen, dessen ist sich Prof. Dr. Marcus Schladebach LL.M., Leiter der Forschungsstelle für Öffentliches Recht, Medienrecht und Luft- und Weltraumrecht, sicher. In seiner Vortragsreihe „Space Lectures“ lädt er deshalb bekannte Expertinnen und Experten der Raumfahrt ein, um mit ihnen über die „Unendlichen Weiten“ und aktuelle Fragen des Weltraumtourismus, der Müllbeseitigung oder des möglichen Rohstoffabbaus im All zu sprechen. Die erste „Lecture“ fand im Januar auf dem Campus Griebnitzsee statt, weitere Termine folgen im Sommersemester 2022.

Wie kam es zur Idee für die Reihe „Space Lectures“?

Die Idee besteht schon seit ein paar Jahren und es ist einfach Zeit, die Universität Potsdam in den Raumfahrt-Fokus zu rücken. Als Gastprofessor habe ich an der TU Berlin und in Wien viele interessante Personen, die sich mit dem Weltraum beschäftigen, kennengelernt. Einige möchte ich jetzt gern einladen. In Potsdam wird viel zu Astronomie und Raumfahrt geforscht. Die Vortragsreihe ist deshalb interdisziplinär angelegt. Wie ich es mir gewünscht hatte, konnte ich sie mit dem Interview eines echten Astronauten beginnen – jemandem, der den Mut aufbringt, sich von Tausenden Litern Kerosin in einen ungewissen Raum schießen zu lassen.

Ja, Sie konnten tatsächlich Prof. Dr. Reinhold Ewald als Astronautenkoryphäe für die erste „Lecture“ gewinnen. Welche weiteren Gastredner erwarten Sie und Ihre Zuhörer?

Der Astrophysiker Harald Lesch, den man aus seiner wissenschaftlichen TV-Sendung kennt, wird zu Gast sein. Außerdem lade ich jemanden aus der Weltraummedizin ein. Diese Thematik hat bisher noch zu wenig Aufmerksamkeit bekommen. Sehr oft hört man, dass es in zehn bis 20 Jahren einfach möglich sein wird, im Weltraum Urlaub zu machen. Welche Einwirkungen auf den Körper bestehen und inwiefern Nachwirkungen zu erwarten sind, bleibt zu diskutieren. Die aktuellen Parabelflüge der Raumfahrtunternehmer Musk, Bezos und Branson rechne ich dabei eher nicht zum Weltraumtourismus; sie sind vielmehr als „Eventflüge“ zu betrachten.

Apropos Weltraumtourismus: Er steht in der Kritik, aber welche Vorteile bietet er?

Derzeit sind die Bemühungen noch in der „Aufmerksamkeitsindustrie“ angesiedelt. Aber der Wettlauf der Unternehmer zeigt auch: Der Mensch ist neugierig; die Neugier wiederum befeuert den Fortschritt. Die Möglichkeiten des Weltraumtourismus spiegeln den wissenschaftlich-technischen Stand der Dinge wider.

Ebenso kritisch wird über den Müll im Weltraum diskutiert. Wie kann man ihn nicht nur bergen, sondern möglichst vermeiden?

Die Forschung ist schon so weit, dass man beim Bau von Weltraumgegenständen darauf achtet,



**ASTRONAUTEN FÜHREN
ARBEITEN AM ROBOTERARM
DER INTERNATIONALEN
RAUMSTATION (ISS) AUS.**

in gewissem Maße abbaubare Materialien zu verwenden. Eine Grundstabilität dieser Stoffe muss natürlich unter den Bedingungen großer Hitze und Strahlung vorhanden sein. Einerseits versucht man also, Weltraummüll schon bei der Produktion auf der Erde zu vermeiden.

Die mittlerweile funktionslosen Weltraumgegenstände, die uns bereits seit den 1960er-Jahren umkreisen, sind mit einer Massivität hergestellt, die aus der zeitgeschichtlichen Perspektive absolut verständlich ist. Deshalb muss man sich andererseits mit dem Status Quo beschäftigen und eine Lösung für den Umgang mit diesen massiven Metallteilen finden.

Mit zunehmender Rohstoffknappheit auf der Erde wächst das Interesse an anderen Regionen wie dem Mond. Wie kann man den Rohstoffabbau künftig regeln?

Zwei Thematiken sind dabei in Einklang zu bringen: Der Mond gilt – wie der Weltraum auch – als Gemeinschaftsraum für alle. Aber einzelne Unternehmen aus den USA, Russland und China sind weit fortgeschritten in ihren Überlegungen, wie der Bergbau auf dem Mond funktionieren kann. Trotz der individuellen Bestrebungen müsste gesichert sein, dass alle etwas von den Bodenschätzen des „Gemeinschaftsraums“ abbekommen. So wurde beispielsweise das mitgebrachte Gestein der ersten Mondlandung von Neil Armstrong und Buzz Aldrin auch als Geschenk verteilt.

Deutlich wird hier, dass der derzeitige Status des Mondes nicht passt. Solch ein Verteilungs-

system verhindert den Weltraumbergbau. Forschergruppen und der UN-Weltraumausschuss beschäftigen sich deshalb rechtlich und technisch mit der Frage, sich eventuell vom aktuellen Mondstatus, der alle zur gemeinschaftlichen Verteilung der Ressourcen verpflichtet, zu lösen.

Alle diese Regelungen wurden im Weltraumvertrag der Vereinten Nationen festgehalten. Deutschland hat bisher immer noch kein eigenes Gesetz. Wie viel Hoffnung besteht bei Ihnen, dass die Ampelregierung es auf den Weg bringt?

Das wichtige Ziel, ein deutsches Weltraumgesetz zu erlassen, steht nicht ausdrücklich im Koalitionsvertrag. Allerdings bekennt sich die Regierung dazu, den „New Space“ zu fördern. Darunter ist ein Wirtschaftskonzept zu verstehen, das auf die Kommerzialisierung der Raumfahrt setzt, also günstige Bedingungen für private Unternehmen schaffen will. Diese Bedingungen müssen in einem deutschen Weltraumgesetz geregelt werden, um Rechtssicherheit und – angesichts der immensen Kosten – Investitionssicherheit zu garantieren. Ich bin zuversichtlich, dass sich die Bundesregierung dieser rechtlichen Verantwortung bewusst ist und dieses für die deutsche Raumfahrtwirtschaft erforderliche Gesetz auf den Weg bringt.

Nächste Lecture am 6. Mai 2022, 15 Uhr, Campus Griebnitzsee (H05):
„Raumfahrtpsychologie: Vom Begreifen des Unbegreiflichen“,
mit Prof. Dr. Dietrich Manzey (TU Berlin)

INTERNATIONAL

Faszinierendes Universum

Humboldt-Stipendiatin Anuradha Samajdar
erforscht Gravitationswellen



DR. STEFANIE MIKULLA

Seit Januar 2022 ist Dr. Anuradha Samajdar Humboldt-Stipendiatin in der Arbeitsgruppe Theoretische Astrophysik bei Prof. Dr. Tim Dietrich. Zwei Jahre wird die Physikerin mit Unterstützung der Alexander von Humboldt-Stiftung in Potsdam forschen. Ihr Spezialgebiet sind statistische Methoden, um winzige Gravitationswellensignale auszuwerten. Dr. Stefanie Mikulla sprach mit ihr über Verzerrungen der Raumzeit, Neutronensterne und die größten optischen Präzisionsinstrumente der Welt.

Was haben Sie gemacht, bevor Sie Ihr Stipendium an der Universität Potsdam angetreten haben?

Bevor ich hierherkam, war ich Postdoc-Stipendiatin in der Forschungsgruppe „Astrophysik Binärer Schwarzer Löcher“ an der Universität Mailand-Bicocca. Ich habe dort an der Anwendung und Entwicklung von Bayesschen Analysemethoden gearbeitet. Mit solchen Methoden aus der Wahrscheinlichkeitstheorie können die Daten der beiden Gravitationswellendetektoren LIGO und Virgo ausgewertet werden. Während meiner Zeit in Mailand habe ich die Bayessche Statistik bei der Analyse von Daten angewendet, die aus Netzwerken gleichmäßig rotierender Pulsare stammen. Dabei handelt es sich um eine bestimmte Art von Neutronensternen, die Radiowellen aussenden und als Gravitationswellendetektoren im galaktischen Maßstab genutzt werden.



Was leisten diese beiden Detektoren? Können Sie die von Ihnen verwendete Methode näher erläutern?

Das sind gigantische Laser-Messgeräte, die Gravitationswellen aufspüren können – also Verzerrungen der Raumzeit, die von Einsteins Allgemeiner Relativitätstheorie vorhergesagt werden. Der Detektor LIGO wird von Caltech und MIT in den USA betrieben, Virgo befindet sich am European Gravitational Observatory bei Pisa in Italien. Gravitationswellensignale verursachen Längenänderungen des uns umgebenden Raumes, die ungefähr 10.000 Mal kleiner sind als ein Atomkern. Deswegen besteht LIGO aus zwei L-förmigen Detektoren mit einer Länge von jeweils vier Kilometern, die aufeinander abgestimmt werden, obwohl sie 3.000 Kilometer weit auseinanderliegen. Bei diesen Detektoren handelt es sich um die größten optischen Präzisionsinstrumente der Welt. Virgo ist mit einer Armlänge von drei Kilometern nicht weniger beeindruckend. Seit 2017 führen die Teams von Virgo und LIGO gemeinsame Beobachtungsläufe durch. Sie sind dadurch sehr erfolgreich beim Aufspüren der winzigen Wellensignale.

Die von mir verwendete Methode, die Bayessche Analyse, basiert auf Statistik zur Schätzung unbekannter Parameter. Insbesondere verwende ich Gravitationswellendaten von Signalen, die von zwei sich umkreisenden schwarzen Löchern oder Neutronensternen abgegeben werden. Ziel ist es, den Gültigkeitsbereich der Allgemeinen Relativitätstheorie einzuschränken und Parameter für



Gleichungen zu finden, mit denen sich ein physikalischer Zustand, wie gas- oder plasmaförmig, mathematisch beschreiben lässt.

An welchem Forschungsprojekt werden Sie in Potsdam arbeiten?

Auch hier werde ich mit LIGO- und Virgo-Daten von Neutronensternen arbeiten. Ein Neutronenstern besitzt mehr Eigenschaften als ein schwarzes Loch und ist dadurch als Forschungsobjekt interessanter. Ich plane die Entwicklung von Modellierungstechniken zur Unterscheidung zwischen einer binären Neutronensternquelle und einem „Nachahmer“, also einem Objekt, das ein ähnliches Signal aussendet. Was ich an meiner Forschung spannend finde: Ohne das Gravitationswellensignal wüsste man nicht, dass ein bestimmtes Ereignis wie die Kollision zweier Neutronensterne stattgefunden hat, falls es nicht von elektromagnetischen Signalen begleitet wird.

Ihr Gastgeber in Potsdam ist Prof. Tim Dietrich, Leiter der Arbeitsgruppe Theoretische Astrophysik. Wie hat sich die Zusammenarbeit ergeben?

Bevor ich die Stelle an der Universität Mailand-Bicocca bekam, war ich Junior-Postdoc am NIK-HEF, dem National Institute for Subatomic Physics in Amsterdam. Zur selben Zeit war Tim Dietrich als Postdoc mit einem Marie-Curie-Stipendium dort und hat an Zustandsgleichungen

gearbeitet. Wir haben beide Daten von Gravitationswellen analysiert, die durch binäre Neutronensternsysteme ausgesendet wurden, allerdings ist meine Expertise die Datenanalyse und seine die theoretische Modellierung von Wellenformen.

Abgesehen vom Stipendium – wie unterstützt Sie die Humboldt-Stiftung?

Ich bin bereits Ende Oktober letzten Jahres angekommen und mir wurde zu Beginn ein Deutschkurs angeboten. Das war sehr nützlich, um die Sprache etwas zu lernen. Außerdem hatte ich erst einmal Ruhe und Zeit, um alles zu organisieren. Die Humboldt-Stiftung hat sich auch um den Umzug gekümmert. Zusätzlich zu meinem Stipendium erhalte ich finanzielle Unterstützung für Geräte und Reisekosten. Sogar Kurzaufenthalte an anderen Institutionen innerhalb Europas werden bis zu einer Dauer von sechs Monaten übernommen, wenn sie der Fertigstellung meiner beantragten Forschung dienen. Das ist ein großer Vorteil, um eine Zusammenarbeit zu etablieren.

Wie war Ihre Ankunft hier in Potsdam? Wie haben Sie die ersten Wochen in Ihrer neuen Arbeitsgruppe erlebt?

Ich wohne in einer Wohnung in der Nähe von Potsdam. Das Welcome Center Potsdam hat mir geholfen, diese Wohnung zu finden und auch bei vielen anderen organisatorischen Fragen. Ohne diese wertvolle Unterstützung wäre es nicht so einfach gewesen. Da sich der Forschungsschwerpunkt meiner Arbeitsgruppe etwas von meiner eigenen Forschungsrichtung unterscheidet, gibt es noch nicht so viele Anknüpfungspunkte. Seit kurzem habe ich jedoch begonnen, eine Studentin aus meiner ehemaligen Gruppe in Mailand zu betreuen, die über das Erasmus-Programm zu Gast ist und hier ihre Masterarbeit anfertigen wird.



”

Ein Neutronenstern besitzt mehr Eigenschaften als ein schwarzes Loch und ist dadurch als Forschungsobjekt interessanter.

EXPERTIN IM GESPRÄCH

„Mit Strafverschärfung werden kaum Straftaten verhindert“



HEIKE KAMPE

Der Paragraph 219a des Strafgesetzbuches wird abgeschafft. Damit fällt das Werbeverbot für Schwangerschaftsabbrüche. Das Beispiel hat für viel Aufmerksamkeit gesorgt und es steht stellvertretend für weitere erwartete Veränderungen im Strafrecht. Unsere Strafgesetzgebung ist kein starres Gebilde, sondern wandelt sich im Lauf der Zeit, wie Anna H. Albrecht, Professorin für Strafrecht mit Jugendstrafrecht und Kriminologie, im Expertengespräch erklärt.

Frau Prof. Dr. Albrecht, noch im Jahr 2022 soll der Paragraph 219a des Strafgesetzbuches fallen. Wie ordnen Sie dieses Beispiel für Reformen des Strafrechts ein?

Das Beispiel zeigt zunächst einmal, dass das Strafrecht einen Wertewandel in der Gesellschaft

widerspiegeln kann. Es zeigt aber auch, dass sich unter der neuen Regierung eine Tendenz zur Entkriminalisierung abzeichnet. Die Geschichte des Strafrechts kennt Wellen von Kriminalisierung und Entkriminalisierung. In den letzten Jahrzehnten ging die Tendenz eher Richtung Kriminalisierung – es kamen Straftatbestände hinzu und andere wurden verschärft. Jetzt scheint es einen Richtungswechsel zu geben.

Was wurde in den vergangenen Jahren kriminalisiert?

Verschärfungen im Straf- und Strafprozessrecht gab es etwa in den 1990er Jahren – unter dem Kampfbegriff „Organisierte Kriminalität“. Nach den Anschlägen auf das World Trade Center in New York kam der sogenannte „Kampf gegen Terrorismus“ hinzu. Und natürlich wurden in Reaktion auf die Digitalisierung neue Straftatbestände geschaffen. Wenn einmal ein neuer Straftatbestand entstanden ist oder eine neue Kompetenz für die Strafverfolgungsbehörden geschaffen wurde, wird dies selten zurückgenommen, sondern oftmals noch erweitert. In der Regel haben Gesetze kein Verfallsdatum. Dass ein Straftatbestand durch den Gesetzgeber abgeschafft wird, wie wir es jetzt bei Paragraph 219a sehen, ist die Ausnahme.

Dennoch erwarten sie weitere ähnliche Reformen in dieser Legislaturperiode?

In ihrem Koalitionsvertrag hat die neue Regierung festgehalten, dass sie eine Liberalisierung des Strafrechts und eine Entkriminalisierung anstrebt. Natürlich ist es oft sachlich gerechtfertigt

PROF. DR. ANNA H. ALBRECHT





tigt, neue Straftatbestände zu schaffen, wie etwa in Bezug auf die Digitalisierung. Das Strafrecht muss auf gesellschaftliche Veränderungen reagieren. Aber nicht immer gibt es eine sachgerechte Begründung für neue Verschärfungen.

In welchen Bereichen wäre denn eine „Entrümpelung“ besonders notwendig?

Diskutiert wird aktuell die Legalisierung des Eigenbesitzes und -gebrauchs von Cannabis und eine Liberalisierung der Sterbehilfe. Wichtig erscheint mir auch die Frage, ob das Fahren ohne Fahrschein entkriminalisiert werden sollte. Nach gegenwärtiger Auslegung fällt es unter den Straftatbestand des Erschleichens von Leistungen. Diese Diskussion müssen wir in Zusammenhang mit derjenigen über die sogenannte Ersatzfreiheitsstrafe sehen. Sie wird dann verhängt, wenn eine Geldstrafe nicht bezahlt wird – also auch nicht bezahlt werden kann. Denn das Fahren ohne Fahrschein ist eine Straftat, die oft auch aus wirtschaftlicher Not begangen wird. Von derzeit rund 50.000 Inhaftierten verbüßen etwa 5.000 eine solche Ersatzfreiheitsstrafe; mittlerweile machen Ersatzfreiheitsstrafen aber die Hälfte aller verhängten Freiheitsstrafen aus. Freiheitsstrafen reißen die Menschen aus ihrem sozialen Umfeld heraus, können zu Verlust von Job und Wohnung führen. Das kann wiederum Kriminalität begünstigen. Übrigens kostet den Staat ein Tag Haft 150 bis 200 Euro pro Person – diesen Betrag könnte man in sozialpolitische Maßnahmen investieren, die die Betroffenen dabei unterstützen, ihre wirtschaftlich prekäre Situation zu verbessern.

Ist das Fahren ohne Fahrschein also tatsächlich ein so schweres sozialschädliches Verhalten, auf das die Gesellschaft mit dem Strafrecht reagieren und für das sie Menschen ins Gefängnis schicken sollte? Oder genügt es, das Verhalten als Ordnungswidrigkeit zu behandeln oder allein als zivilrechtliches Problem zu betrachten? Das wird derzeit vielfach hinterfragt.

Worin besteht der Unterschied?

Das Strafrecht ist Ultima Ratio und soll nur solche Verhaltensweisen erfassen, die so sozialschädlich sind, dass der Staat mit einem sozialetischen Tadel und den schärfsten Sanktionsmöglichkeiten – nämlich einer Geld- oder Freiheitsstrafe – reagieren muss. Bei einer Verurteilung ist die verurteilte Person vorbestraft; das kann sie unter Umständen von bestimmten Berufen ausschließen. Im Straf- und Strafverfahrensrecht befinden sich Bürgerinnen und Bürger in einem strengen Unterordnungsverhältnis zum Staat; im Zivilrecht begegnen sich die jeweiligen Parteien dagegen auf Augenhöhe, schließen etwa einen Vertrag. Bei einer Entkriminalisierung müsste das Verkehrsunternehmen gegenüber Personen, die ohne Fahrschein fahren, das also selbstständig zivilrechtlich durchsetzen.

Was würden Sie sich als Expertin für Strafrecht von der Politik wünschen?

Der Griff zum Strafrecht wirkt immer besonders tatkräftig und effektiv und ist sehr günstig, wenn nicht zugleich die Ressourcen für die Strafverfolgung aufgestockt werden. In der Bevölkerung sind Strafverschärfungen häufig populär, weil viele vermuten, dass Strafen abschrecken und damit das Risiko verringern, Opfer einer Straftat zu werden. Diese Kriminalitätsfurcht wird von Medien erheblich verstärkt. Die Kriminalität nimmt tendenziell ab, die öffentliche Wahrnehmung ist umgekehrt. In der Vergangenheit wurden oftmals Strafen verschärft, obwohl die Wissenschaft teilweise einhellig zu der Einschätzung kam, dass das nicht sinnvoll wäre. Denn die kriminologische Forschung geht davon aus, dass eine Strafverschärfung kaum Straftaten verhindert. Wirksamer ist es, die Aufklärungswahrscheinlichkeit zu erhöhen, also die Strafverfolgungsbehörden besser auszustatten und Vollzugsdefizite abzubauen.

Strafrechtliche Reformen sollten evidenzbasiert sein – so ist es jetzt auch im Koalitionsvertrag als Ziel festgehalten. Ich würde mir weniger Aktionismus und mehr wissenschaftlich und kriminologisch fundierte Entscheidungen wünschen.



Ich würde mir weniger Aktionismus und mehr wissenschaftlich fundierte Entscheidungen wünschen.



TRANSFER

Im Kampf mit Androiden

Studierende haben einen Escape Room zum Thema Künstliche Intelligenz entwickelt



DR. JANA SCHOLZ

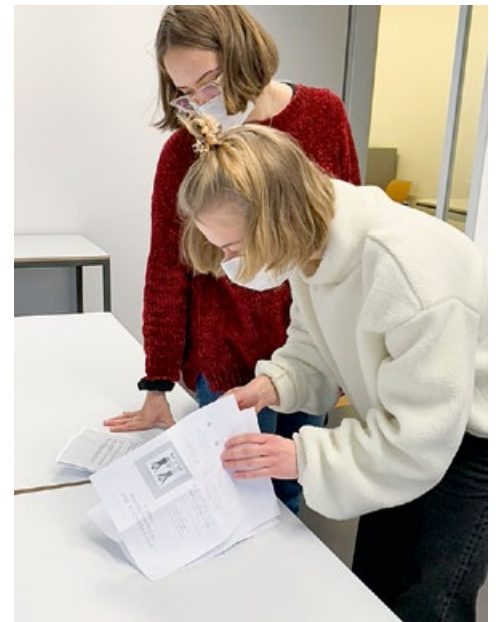
Natürlich sind wir klüger als Androiden. So dachten wir jedenfalls, als uns Tim Bosse im Medieninnovationszentrum Babelsberg (MIZ) die Ausgangssituation eines ominösen Tests erklärte: Ein vom MIZ gefördertes Projekt unter Leitung eines gewissen Linus Reber habe eine starke künstliche Intelligenz geschaffen, die kreativ und selbstständig Aufgaben lösen kann – eine Weltneuheit. Um diese zu validieren, müssen die Androiden jedoch ein Testverfahren durchlaufen, das parallel von Nicht-

Androiden wie meiner Kollegin Agnes Bressa und mir absolviert wird. Nach dieser kurzen Einführung schickt uns Tim Bosse – der letzte echte Mensch, den wir in den nächsten 90 Minuten zu Gesicht bekommen – in einen fensterlosen Raum mit einigen rätselhaften Gegenständen und Bildern. Von nun an sind wir auf uns allein gestellt, zumindest beinahe. Unsere einzigen Helfer sind eine Sprachassistentin namens KIM und Prof. Dr. Korbinian Ihlenndorf, der uns in kurzen Filmen Hinweise darauf gibt, was wir zu tun haben.

Wir befinden uns nicht in der näheren Zukunft oder einem Science-Fiction-Film, sondern in einem Spiel, das von Studierenden der Universität Potsdam und der Fachhochschule Potsdam im Bachelor Europäische Medienwis-



DIE STUDIERENDEN BEIM ERARBEITEN DER RÄTSEL



senschaft entwickelt wurde. Das Escape Game AI.CUBE ist ein Projekt der beiden Hochschulen in Zusammenarbeit mit dem MIZ. Es entstand in einem Seminar unter Leitung von Tim Bosse vom MIZ und Dr. Katrin von Kap-herr von der FH Potsdam. Und es hat bereits eine große Zahl von Spiellustigen angezogen: Seit November 2021 besuchten rund 300 Menschen den AI.CUBE in Babelsberg.

„Es ist viel Leidenschaft in das Projekt geflossen“, sagt Bosse. „Und wir haben alles mit großer Sorgfalt erarbeitet.“ Wichtig war es ihnen, den Spielerinnen und Spielern Wissen über Künstliche Intelligenz zu vermitteln. Schließlich finanziert sich das MIZ als Einrichtung der Medienanstalt Berlin-Brandenburg aus Rundfunkgebühren und hat einen Bildungsauftrag: Ziel ist es, Medienkompetenz und innovative Projekte zu fördern, um die Medienvielfalt in der Region zu stärken. Regelmäßig arbeitet Bosse mit Hochschulen zusammen. Die Projekte kreisen dabei meist um einen Themenschwerpunkt, den sich das MIZ alle ein bis zwei Jahre neu setzt – diesmal „Künstliche Intelligenz“.

Schon 2019 hatten Tim Bosse und Katrin von Kap-herr die Idee, mit Studierenden ein Escape Game zu entwickeln. „Wir mögen beide Escape Rooms und kannten das Prinzip“, sagt Tim Bosse. Bei ihrer Recherche besuchten die beiden mehrere solcher Spielräume in Berlin. Dort kamen sie auch mit deren Macherinnen und Machern ins Gespräch und holten sich erste Anregungen. Im Sommersemester 2020 sowie im Wintersemester 2020/21 fand dann das Seminar mit 16 Studierenden statt, die sich nach einer intensiven Entwicklungsphase in eine Rätsel- und Baugruppe sowie eine Mediengruppe aufteilten. In der Baugruppe ging es darum, knifflige Aufgaben zu entwerfen, die die menschliche, natürlich einzigartige Intelligenz unter Beweis stellen – und die später von anderen, unwissenden Studierenden getestet wurden. „Am Schluss haben wir uns auf die besten Rätsel und Aufgaben geeinigt, die im Spiel zu lösen sein sollen“, so Bosse.

Johann Frederik Paul studiert im Bachelor Europäische Medienwissenschaft und hat den Escape Room in der Mediengruppe mitentwickelt. „Wir haben sehr viel Begleitmaterial wie Filme, Plakate oder Zeitungsbeiträge für den Raum und die Experience um ihn herum erstellt“, sagt Paul. Darunter etwa eine kleine Nachrichtensendung, die im Warteraum des Escape Rooms läuft. „Besonderen Spaß hat mir das Sprechen dieser Sendung vor einem Green Screen gemacht.“



Linus Reber hat eine starke künstliche Intelligenz geschaffen, die kreativ und selbstständig Aufgaben lösen kann – eine Weltneuheit.

Was der Student im Seminarprojekt gelernt hat? „Unfassbar viel über Künstliche Intelligenz! Bevor wir überhaupt die Rätsel- und Medienproduktion starten konnten, mussten wir einen Crashkurs zur aktuellen Forschung absolvieren“, erzählt Johann Frederik Paul. „Wir hatten wirklich viel Zeit, konnten mit vielen Prototypen arbeiten und uns mit Denk- und Kreativprozessen auseinandersetzen.“ Nützlich war es, dass zwei Studierende mit Schauspielerefahrung am Seminar teilnahmen. Äußerst professionell wirkten daher nicht nur die Video-, sondern auch die verschiedenen Textbeiträge – sie entsprechen den Ansprüchen an Qualitätsjournalismus. Würde denn alles, was in den Texten steht, auch wahr sein ...

Apropos: Zurück zu uns im Kampf gegen superschlaue Androiden. Eigentlich haben wir uns ganz gut geschlagen. Zwar waren wir immer mal für ein paar Momente ratlos, aber dann hatte eine von uns beiden einen Einfall und es ging weiter. Wir freuten uns, als das Ende in greifbarer Nähe war. Hungrig waren wir schließlich inzwischen auch. Und ziemlich stolz darauf, wie kreativ und selbstständig wir Aufgaben lösen konnten, wo doch manchmal sogar die Aufgabenstellung fehlte! Doch dann kam alles anders – eine Katastrophe bahnte sich an und wir mussten, Hunger hin oder her, weiterspielen, um sie abzuwenden. Mehr kann ich leider nicht verraten. Nur so viel: Wir haben es NICHT geschafft! Getröstet hat uns nur, dass wir damit nicht die einzigen waren – das haben uns jedenfalls die Spieleentwickler versichert. Also, wer bringt unsere missglückte Mission erfolgreich zu Ende?

Aktuell laufen die Planungen für eine Weiterführung des Escape Rooms an einem anderen Standort in Brandenburg.



➔ Informationen und Termine

ENGAGIERT

Der Vampir im Altbaukeller

Eine Potsdamer Lehramtsstudentin hat mit Gleichgesinnten ein Literaturnetzwerk gegründet



DR. JANA SCHOLZ

Ein Vampir im Altbaukeller, ein Anschlag auf ein Insektenhotel und ein Stalker, der gar nicht so unattraktiv ist: Der Band „Großstadtgeheimnisse“ versammelt Kurzgeschichten voller Überraschungen. Herausgegeben hat ihn Sophie-Marie Gruber zusammen mit vier Kolleginnen ihres Literaturnetzwerks „#BerlinAuthors“.

Die 29-Jährige studiert Deutsch und Kunst auf Lehramt an der Universität Potsdam. Sie schreibt nicht nur seit der Schulzeit, sie hat auch das Literaturnetzwerk #BerlinAuthors mitbegründet. Nachdem die Österreicherin 2015 nach Berlin gezogen war, wurde sie in eine Gruppe Gleichgesinnter aufgenommen, die den gleichnamigen Hashtag auf Twitter initiiert hatte. So kamen bald Literaturbegeisterte aus Berlin und Brandenburg zusammen – anders als der Name vermuten lässt, richtet sich das Netzwerk nämlich an die gesamte Region.

„Zunächst trafen wir uns zum Schreiben und zum Cocktailtrinken“, erzählt Gruber, die zuvor schon Germanistik in Graz studiert hatte und unter anderem als freiberufliche Lektorin arbeitet. Bald bildete sich ein vierköpfiges Kernteam, das beschloss, eine erste Anthologie zu veröffentlichen und dafür eine Ausschreibung unter dem Titel „Großstadtgefühle“ zu starten. Aus den zahlreichen Einreichungen wählten die Herausgeberinnen 16 Kurzgeschichten aus, die sie im Selbstverlag publizierten. „Denn wir waren unbekannt und ein Verlag hätte uns eh nicht genommen“, erklärt die Studentin. Sie arbeiteten mit Books on Demand zusammen, sodass in Buchhandlungen und online zusätzlich zur Auflage von 200 Stück jederzeit Bücher bestellt und nachgedruckt werden können.

Außerdem ließen sich die vier ihre Arbeit nicht bezahlen und die Autorinnen und Autoren „spendeten“ ihre Texte zugunsten des Vereins „Mehrwertvoll“, der sich für kulturelle Vielfalt in der Hauptstadt einsetzt. Der Vorteil der Charity-Aktion: Ein Buchsetzer übernahm den Satz unentgeltlich und die BuchBerlin sponserte einen kostenlosen Stand auf der Messe. Für den Druck waren die vier in Vorleistung gegangen, doch das zahlte sich aus. Denn es gab tatsächlich Gewinne. Nach der Veröffentlichung bewarb das Team das Buch professionell, mit Pressemitteilung und äußerst erfolgreichen Literaturveranstaltungen. „Bei unserer ersten Lesung in einer Bar in Berlin-Moabit war es krass voll“, erzählt Gruber. „Die Leute saßen teilweise aufeinander und standen in der Tür, einige mussten wieder gehen.“

So folgten auf den ersten Kurzgeschichtenband 2019 zwei weitere: „Großstadtklänge“ und „Großstadtgeheimnisse“. Jede Anthologie entsteht als Gemeinschaftsprojekt des Netzwerkteams. Alle bringen ihre Fähigkeiten ein, vom Lektorat und Korrektorat bis zur Covergestaltung und Öffentlichkeitsarbeit. Auch die Auswahl der Geschichten, zuletzt gab es 146 Einreichungen, trifft das Team demokratisch, ausschlaggebend ist dabei die Originalität: „Sie sollten im Gedächtnis bleiben, eine überraschende Perspektive oder einen speziellen Stil haben.“ Wird ein Text abgelehnt, schreibt Gruber auf Wunsch eine Begründung. Eingereicht werden Texte übrigens von der 16-jährigen Schülerin genauso wie von dem etablierten Autor oder der erfahrenen Journalistin. „Wir schauen aber nicht auf die Vita, nur auf den Text“, sagt Gruber. Unter den Schriftstellerinnen und Schriftstellern sind auch Alumni und Studierende der Uni Potsdam.



Wenn man einmal angefangen hat zu schreiben, kann man nicht mehr damit aufhören.



SOPHIE-MARIE GRUBER



Weil Netzwerken in der Literaturszene so wichtig ist, sind die #BerlinAuthors offen für alle. Die Gruppe bietet einen monatlichen Stammtisch an, ein Schreibtreffen sowie Workshops – zum Beispiel darüber, wie man seine Texte bei Lesungen präsentiert oder sein Verlagsexposé vorbereitet. Alles kostenlos. „Der Literaturbetrieb wirkt sehr elitär“, so die Germanistin. „Wir wissen, wie schwer es ist, dort hineinzukommen. Deswegen nehmen wir Schreibende unterschiedlichster Genres ins Netzwerk auf – von Fantasy über Romance bis zum Jugendroman. Für die Anthologien konzentrieren wir uns aber der Einheitlichkeit halber auf belletristische Texte.“ Gleichzeitig gebe es auf dem Markt viel schlechtes Selfpublishing. Lektorat, Korrektorat und Buchsatz sind teuer. Und viele wollen nicht investieren, sagt Gruber, auch weil sie kein Vertrauen in ihren Text hätten. Glücklicherweise könnten sie als Team all das selbst übernehmen.

„Ich habe schon als Kind geschrieben“, erzählt Sophie-Marie Gruber, „am liebsten Kurzgeschichten – besonders gut waren sie aber nicht“, ergänzt sie und lacht. Wer schreiben lernen will, der muss der Autorin zufolge vor allem eines: üben, üben, üben. „Man muss sehr viele schlechte Texte verfassen, bis man einen guten schreibt. Und verdammt viel einstecken, bis was dabei rumkommt.“

Alle vier Mitglieder des Kernteams können Erfolge vorweisen, zum Beispiel im Imprint-Bereich, in dem Verlage unter anderem Namen ein Publikum fernab des Mainstreams bedienen. „Diese Marken sprechen andere Zielgruppen an als das Hauptprogramm der großen Publikumsverlage. Hier trauen sie sich an alternative Themen heran“, erklärt Gruber. Lesbische oder panse-



LESUNG DER #BERLINAUTHORS

xuelle Hauptfiguren, wie sie unter anderen bei den #BerlinAuthors entstehen, erblicken hier viel eher das Licht der Öffentlichkeit.

Auf die Frage nach ihrem Berufswunsch antwortet Gruber voller Überzeugung: „Ich möchte Lehrerin werden – Autorin bin ich schon.“ Das eine schließt das andere nicht aus. „Und wenn man einmal angefangen hat zu schreiben, kann man sowieso nicht mehr damit aufhören.“ Ihr erster Roman erschien schon 2018 im Eisermann Verlag, ein zweiter Teil soll folgen. Allein im vergangenen Jahr veröffentlichte Gruber fünf Texte in Literaturmagazinen und Anthologien. Meist sucht sie gezielt nach thematischen Ausschreibungen und schaut, ob „sich eine Idee im Kopf verhängt“. Dann fängt es in ihr an zu arbeiten, bis sie schließlich mit dem Schreiben beginnt.



➔ Zur Homepage von #BerlinAuthors

NEU ERNANNT

„Mathematik hat keine Grauzonen“

Alexandra Carpentier forscht an der Schnittstelle von Statistik und Informatik



HEIKE KAMPE

Wer würde das nicht gern können: einen Blick in die Zukunft werfen? Für Prof. Dr. Alexandra Carpentier sind richtige Vorhersagen kein Hokusfokus. Sie benötigt dafür weder eine Glaskugel noch Karten oder Kaffeesatz. Ihr Werkzeug sind mathematische Modelle. Diese stecken hinter jeder Wettervorhersage, in Wahlprognosen oder Modellen zum Klimawandel. Mit ihnen ist der Blick in die Zukunft bereits heute in vielen Bereichen möglich und wird mit künstlicher Intelligenz optimiert. Das Geheimnis sind die richtigen Algorithmen, mit denen die Modelle

Unmengen von Daten verarbeiten und am Ende vorhersagen können, wie das Wetter wird, ob ein Medikament die gewünschte Wirkung entfaltet oder wie sich das Aktienportfolio entwickelt.

Alexandra Carpentier kennt sich mit diesen Algorithmen aus. Die 35-jährige Professorin ist Mathematikerin und Statistikerin und leitet seit Ende 2021 die Arbeitsgruppe Mathematical Statistics and Machine Learning am Institut für Mathematik. In Potsdam ist die gebürtige Französin keine Unbekannte: 2015 war sie schon einmal hier, wechselte auf eine Professur an die Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg und kehrte nach vier Jahren zurück nach Potsdam. Seit 2015 leitet

MATHEMATIKERIN
ALEXANDRA CARPENTIER



sie auch eine Emmy-Noether-Nachwuchsgruppe, die daran forscht, Anomalien und Unregelmäßigkeiten in verschiedenen Systemen effizient zu erkennen. Damit liefert die Gruppe wichtige Grundlagen für verschiedenste Anwendungen: Mit den entwickelten mathematischen Instrumenten könnten etwa Spekulationsblasen rasch erkannt oder Bild- und Sprachverarbeitung optimiert werden.

Alexandra Carpentiers Forschung, für die sie 2020 mit dem Von Karven-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) ausgezeichnet wurde, liegt an der Schnittstelle von mathematischer Statistik und maschinellern Lernen. „Mathematische Preise werden in diesem Bereich nicht häufig vergeben“, erzählt sie und freute sich deshalb umso mehr. Ihre Arbeit gibt wichtige Impulse für die Digitalisierung und die Entwicklung künstlicher Intelligenz. Mit ihren Methoden prüft sie etwa, ob die verwendeten Algorithmen stabil sind und sich für das Training künstlicher Intelligenz gut eignen. Auch neue Methoden der mathematischen Statistik entwickelt die Forscherin, um Schnelligkeit und Genauigkeit der Berechnungen zu erhöhen.

Die wichtigsten Stellschrauben sind dabei die Algorithmen. Diese sollten möglichst genau, aber dabei nicht zu ressourcenintensiv sein. Denn je ressourcenintensiver sie aufgebaut sind, desto länger dauert der Rechenprozess und desto mehr Rechenkapazitäten sind erforderlich. „Wir wollen einen guten Kompromiss zwischen Schnelligkeit und Genauigkeit finden“, erklärt Carpentier.

Ihre aktuellen Forschungsfragen zu korrekten Vorhersagen bearbeitet die Mathematikerin mit ihrem Team im DFG-geförderten Sonderforschungsbereich Data Assimilation. „Im Prinzip kann man durch Data Assimilation Vorhersagefehler minimieren“, erklärt sie. Denn Daten – so umfangreich sie auch sein mögen – sind immer unvollständig und mathematische Modelle stets vereinfachte Abbilder der Realität.

Logik, Klarheit, eine gewisse Strenge – all diese Eigenschaften der Mathematik faszinieren Alexandra Carpentier. Aber eine Leidenschaft für ihr Fachgebiet entwickelte sie erst spät. „Als Schülerin mochte ich Mathe nicht so sehr“, erinnert sie sich. „Es war nicht so spannend, eher etwas langweilig.“ Im Studium wurde es dann aufregender und die Wissenschaftlerin fühlte sich in der Welt der Zahlen, Formeln und statistischen Anwendungen wohl: „Mathematik ist logisch, in sich geschlossen und hat keine Grauzonen. Für mich ist sie einfacher als alle anderen Wissenschaften.“



”

Ein sehr guter Arbeitstag ist, wenn meine Kolleginnen und Kollegen und ich ein Problem nach monatelanger oder sogar jahrelanger Arbeit lösen können.

Man muss nicht so viel streiten: Entweder es ist wahr oder es ist falsch.“

Einfach ist die Mathematik deshalb aber noch lange nicht. „Ein sehr guter Arbeitstag ist, wenn meine Kolleginnen und Kollegen und ich ein Problem nach monatelanger oder sogar jahrelanger Arbeit lösen können“, sagt Alexandra Carpentier. Gerade erst haben ein PhD-Mitarbeiter und ein Kollege gemeinsam mit ihr eine solche „harte Nuss“ geknackt: „Ich war noch nie mit so einem schweren Problem konfrontiert“, sagt sie rückblickend. Zwei Jahre lang brüteten sie zusammen über einem Statistik-Problem, das sie schließlich mit viel Geduld lösen konnten. „Es ist wichtig, sich die Zeit zum Nachdenken zu nehmen, das Problem auch mal mit einem Bleistift auf einem Blatt Papier zu visualisieren und es so stark wie möglich zu vereinfachen, um es zu verstehen.“

Als Arbeitsgruppenleiterin mit demnächst sechs Mitgliedern sind die Tage, an denen sie ausreichend Zeit und Ruhe hat, um ganz in ein Problem zu versinken und Denkblockaden zu lösen, selten geworden. Ihr Anspruch an die eigene Führungsrolle ist hoch: „Ich möchte, dass sich alle wohlfühlen – auch wenn nicht immer sicher ist, ob das gelingt.“ Frauen als Chefinnen – das sei in ihrem Fachgebiet immer noch die Ausnahme, sagt sie bedauernd. Als Nachwuchswissenschaftlerin habe sie durchaus Benachteiligung erlebt. „Das ist besonders schwierig, wenn man auf der Karriereleiter noch unten steht. Jetzt, als Führungskraft, ist es anders. Man ist unabhängiger von Entscheidungen, die andere treffen.“ In die Zukunft blickt sie – diesmal ganz ohne mathematisches Modell – optimistisch: „Ich beobachte, dass sich viele Männer heute mehr für Gleichstellung interessieren und vielleicht auch ein bisschen sensibler geworden sind.“



➔ Zu den neu ernannten Professorinnen und Professoren der Universität



**KRANKENSCHWESTERSCHÜLERINNEN ANNO
1919 IM JÜDISCHEN KRANKENHAUS BERLIN**

LEHRE

Wichtige Erinnerungsarbeit

Wie eine Dozentin mit ihren Studierenden Ausstellungen zur jüdischen Geschichte entwirft



LUISA AGROFYLAX

An einer gedeckten Tafel sitzen acht Schwesternschülerinnen in Schürze und mit gestärktem Häubchen. Auch zwei Ärzte haben sich dazu gesellt. Offene Blicke in die Kamera – hier und da ein Lächeln. Wer sind die Menschen auf diesem Schwarz-Weiß-Foto? Was haben sie erlebt? Schon vor über hundert Jahren wurde es im Jüdischen Krankenhaus Berlin aufgenommen. Das Bild ist eines von vielen, das Dr. Elke-Vera Kotowski zusammen mit Studierenden in mehreren Ausstellungen zeigte. Diese waren Ergebnisse verschiedener Lehrforschungsprojekte, die die promovierte Geschichtswissenschaftlerin und ihre Seminarteilnehmenden geschaffen haben. Damit leisten sie wichtige Erinnerungsarbeit zur jüdischen Geschichte in Deutschland.

Weil der 80. Jahrestag der Deportation bevorstand, überlegte sich Elke-Vera Kotowski, ein Seminar zur Geschichte von „Gleis 17“ zu geben. Ab Herbst 2020 entwarf sie zusammen mit ihren Studierenden über zwei Semester eine Ausstellung zum Berliner Mahnmahl. Neun Biografien stehen hier für die Geschichte von über 50.000 Berliner Jüdinnen und Juden, die zwischen 1941 und 1945 vom Gleis 17 des Bahnhofs Grunewald aus deportiert und dann größtenteils ermordet wurden. Solche Projekte bietet Kotowski an, seit sie 1994 als Lehrbeauftragte an der Universität Potsdam begann. Die Seminare ermöglichen praktische Einblicke in die Forschungsarbeit: vom ersten Konzept bis zur Veröffentlichung der Ergebnisse im Buchformat, als Webseite oder im Museum.

In der ersten Veranstaltung legten die Studierenden fest, wie sie die Ausstellung gestalten wollten. Celine Thorns war von Beginn an dabei. „Während des zweiten Seminars im Sommer 2021 recherchierten wir dann den historischen Kontext, Biografien von Deportierten und die Frage, welche Rolle unterschiedliche Institutionen bei der Deportation spielten“, erzählt sie. Anschließend machten sich die Studierenden daran, die Ergebnisse didaktisch aufzuarbeiten. Wie Elke-Vera Kotowski berichtet, lag der Fokus der Präsentation dabei auf den Lebensläufen: „Die Menschen hinter den Zahlen zu sehen, ist wichtig.“ Die Studierenden suchten passende Bildquellen und schrieben knappe, prägnante Texte. Die Stiftung „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“ half, die Bildrechte einzuholen. Die Wissenschaftlerin betont: Ohne die Eigeninitiative der Studierenden lasse sich so ein umfangreiches Projekt nicht umsetzen. „Letztendlich ist es immer mehr Arbeit, als ein klassisches Seminar vorzubereiten“, gibt sie zu – dies gelte für sie selbst ebenso wie für die Teilnehmenden. „Aber das ist es einfach wert. Es macht mich glücklich zu sehen, dass ich die Studierenden begeistern kann und sie während der Projektarbeit über sich hinauswachsen.“ Schließlich konnte die Ausstellung zum Gleis 17 online für die Webseite des nahegelegenen Else-Ury-Campus, der studentisches Wohnen und gemeinsame Aufarbeitung zum Mahnmal vereinen soll, verwirklicht werden.

„Es ist eine schöne Erfahrung, selbst etwas zu erschaffen“, sagt Celine Thorns stolz. Lernen durch Anwenden, das ist die Devise. Die Studierenden gewannen nicht nur thematische Kenntnisse, sondern verfeinerten zusätzlich ihre Soft Skills, wie Eigenständigkeit oder Teamfähigkeit. Für Elke-Vera Kotowski zählt, alles gemeinsam zu entscheiden: „Das Spannende an der Teamarbeit ist, dass am Ende meist etwas ganz anderes herauskommt, als ich mir vorgestellt hatte. Trotzdem bin ich immer mit dem Produkt zufrieden.“ Vor allem aber lernten die Teilnehmenden, wie sie eine Ausstellung organisieren. „Wie komme ich an Bilder? Wie mache ich eine Kalkulation und wie funktioniert die Finanzierung? Wie nehme ich zu möglichen Veranstaltungsorten Kontakt auf? Wie kümmere ich mich um Werbung und schreibe Pressemitteilungen? All das gehört dazu.“ Celine Thorns erinnert sich: „Es hängt deutlich mehr daran, als man zuerst annimmt.“ Gerade das freie Arbeiten an den Ausstellungsmaterialien habe viele zu Beginn verunsichert. „Das liegt nicht am

Können, sondern weil sie es nicht gewohnt sind“, sagt die Studentin. Die unkonventionelle Seminargestaltung beginnt genau dort.

Die Präsentation zum Gleis 17 ist aber nicht das erste Projekt, das Elke-Vera Kotowski zusammen mit Potsdamer Studierenden unterschiedlicher Fachrichtungen entwickelt hat. Schon eine Ausstellung zum Jüdischen Krankenhaus in Berlin, in dem auch das Foto der Schwesternschülerinnen zu sehen war, entstand auf diese Weise: Die 1756 eröffnete Einrichtung war im Vorfeld ihres 250-jährigen Jubiläums auf die Wissenschaftlerin zugekommen. Im Wintersemester 2005 im Seminarverband aufgearbeitet, 2006 erfolgreich angelaufen, tourt die Ausstellung seitdem um die ganze Welt. Sie war schon in Südafrika, Israel, den USA und Argentinien zu sehen, seit Anfang 2022 ist sie in Panama unterwegs – und überall ist sie gefragt, weil sich durch die emigrierten Jüdinnen und Juden Anknüpfungspunkte ergeben.

So wie bei dem Foto mit den Schwesternschülerinnen. Elke-Vera Kotowski erzählt, wie die israelische Tageszeitung „Jerusalem Post“ 2007 einen Artikel über die Ausstellung schrieb und unter anderem dieses Bild abdruckte. „Am Nachmittag der Eröffnung kamen zwei ältere Damen und berichteten aufgeregt: ‚Wir haben heute Morgen die Zeitung aufgeschlagen und unsere Mutter auf dem Foto entdeckt.‘ Immer wieder seien ehemalige Angestellte oder Hinterbliebene an sie herangetreten. „Die Personen, die ich traf, wurden entweder im jüdischen Krankenhaus geboren, haben selbst als Krankenschwester oder Arzt gearbeitet oder ihre Eltern waren dort tätig. Das sind dann solche Augenblicke, in denen man weiß, man hat alles richtiggemacht.“



Es macht mich glücklich zu sehen, dass ich die Studierenden begeistern kann.



Zur Online-Ausstellung



CELINE THORNS (L.) UND ANDERE STUDIERENDE LEGEN BLUMEN AM GLEIS 17 NIEDER.

MEIN ARBEITSTAG

HERZBLUT FÜR DAS EHRENAMT

Franka Bierwagen und Susanne Gnädig engagieren sich als Personalrätinnen an der Uni Potsdam



LUISA AGROFYLAX

Personalrätinnen und Personalräte sind Menschen, die sich nicht scheuen, für die gute Sache einzustehen“, beschreibt Susanne Gnädig die charakterliche Voraussetzung für ihre Aufgabe. Stets ein offenes Ohr und Leidenschaft, Lösungen für die Probleme der Beschäftigten zu finden, sind gefragt. Kein Tag gleicht dabei dem anderen. Susanne Gnädig und ihre Kollegin Franka Bierwagen sind beide in Doppelfunktion für die Uni Potsdam tätig: die eine als Wissenschaftliche Mitarbeiterin der Fachdidaktik Englisch und als Vorsitzende des Personalrates für die akademischen Beschäftigten, die andere als Referentin im MINT-Bereich der Zentralen Studienberatung und als Vorsitzende des Gesamtpersonalrats. Sie setzen sich für die Beschäftigten der Hochschule ein.

Für Susanne Gnädig startet der Tag mit einer Anfrage der GEW-Studis. Ein studentischer Tarifvertrag soll entstehen, liest sie in der Mail. Nur den Mindestlohn für studentische Beschäftigte? Das ist den Engagierten der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft zu wenig. Die Personalrätin gibt es gleich an die betroffenen Beschäftigten weiter.



7:00 UHR

Der Arbeitstag von Franka Bierwagen beginnt mit dem obligatorischen E-Mail-Check. Erst einmal schauen, was seit dem letzten Abend alles reingekommen ist ... „Wir treten auch für den Gesundheitsschutz oder den Datenschutz ein“, sagt sie und nennt dabei nur einen Bruchteil der Aufgaben, die sie als Vorsitzende des Gesamtpersonalrats im Blick hat. Ihr Gremium und sie geben auch Acht auf Barrierefreiheit, Gleichstellung, Unfallmeldungen, Arbeitsschutz und -sicherheit. Eine E-Mail ploppt auf: Franka Bierwagen soll am Vormittag spontan zu einer

Besprechung beim Hauptpersonalrat im Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg vorbeischauen. Dort bekommt sie detaillierte Informationen, die alle Hochschulen in Brandenburg betreffen.



10:00 UHR

Zwei Beratungsanfragen beschäftigen Susanne Gnädig heute. Sie kommen aus dem akademischen Personal und betreffen arbeitsrechtliche Fragen oder Konflikte. Worum es genau geht? Darüber verrät sie nichts. Das Schweigegebot nehmen





SUSANNE GNÄDIG



FRANKA BIERWAGEN

alle Personalratsmitglieder sehr ernst. Für Fall zwei fehlt noch ein konkreter Termin. Susanne Gnädig ist digital oder analog erreichbar. „Meine Arbeit ist stark vom persönlichen Kontakt geprägt. Viele Beschäftigte wollen ihre Anfragen über digitale Kanäle besprechen“, räumt die Personalrätin ein. „Sie kommen auch in der Pandemie lieber direkt vorbei.“ Oft reicht es den Betroffenen schon, über ihre Probleme am Arbeitsplatz zu sprechen. Schlechte Arbeitsbedingungen nähmen gerade die befristet Beschäftigten zu selbstverständlich hin. Das frustriert Susanne Gnädig. Wenn sie sich ärgert, hilft manchmal nur, die Laufschiene anzuziehen und eine Runde zu joggen.



Den geplanten Fototermin für die Personalratswahl im Mai muss Franka Bierwagen opfern. Sachen „dazwischenschieben“ gehört zum Alltag. Aber der Austausch mit den brandenburgischen Kolleginnen und Kollegen beim Hauptpersonalrat ist immer wichtig. To-do für später: ein neues Datum mit dem ZIM vereinbaren. Für die Mittagspause hat sie sich zu einem Informationsgespräch mit einer potenziellen Wahlkandidatin verabredet.

bewältigen? „In der Vertrauensarbeitszeit entsteht viel vertrauliche Mehrarbeit.“ Das darf nicht sein. Konkrete Forderungen müssen her, wie die Uni zukünftig mit den wachsenden Lehrverpflichtungen umgehen soll. Gleichzeitig bekommt sie von einer ihrer Studentinnen aus der Fachdidaktik Englisch einen Unterrichtsentwurf. In zwei Stunden möchte sie ihr dazu eine Auswertung geben.



13:30 UHR

Nach dem Mittag hat Franka Bierwagen endlich Zeit für ein Meeting mit ihren studentischen Beschäftigten. Gemeinsam arbeiten sie daran, Studieninteressierte für Mathe, Informatik, Naturwissenschaften und Technik zu begeistern. „Es ist immer ein Spagat“, meint Franka Bierwagen, „trotzdem möchte ich den ‚Fuß in beiden Bereichen haben‘.“ Im Idealfall teilt sich die Referentin die Woche auf: Von Montag bis Mittwoch arbeitet sie für den Gesamtpersonalrat, den Rest für die MINT-Studienorientierung. Oft kommt es anders. Flexibilität bleibt dabei das Zauberwort.

Susanne Gnädig geht es genauso: Am Nachmittag wertet sie eine Umfrage zur Arbeitsbelastung aus. Genügt die vereinbarte Arbeitszeit, um die Aufgaben in Forschung und Lehre gut zu



16:00 UHR

Susanne Gnädig und Franka Bierwagen treffen sich bei einem Gewerkschaftstermin zu den anstehenden Personalratswahlen wieder. Gleich zwei Sitzungen finden hintereinander statt. Netzwerken muss sein!



19:00 UHR

Die letzten Mails vor dem Feierabend beantworten beide im Homeoffice. Susanne Gnädig gibt ihrer Lehramtsstudentin letzte Hinweise für ihr Konzept am Telefon. Und dann heißt es: Laptop aus und Familienleben an! Mit den Kindern Hausaufgaben machen oder mit dem Hund eine Gassirunde gehen. Denn bei allem Engagement sollten auch Personalrätinnen ihre geregelten Arbeitszeiten einhalten.

**DER PORTAL-
FRAGEBOGEN**

Es antwortet:

Ralf Brand



Der Wissenschaftler

Ralf Brand ist Sport- und Englischlehrer sowie Diplom-Psychologe. Er ist Professor für Sportpsychologie an der Uni Potsdam und Affiliierter Professor für Bewegung und Sport an der Iowa State University (USA).

EINS

Welchen Sport treiben Sie und wie oft?

Mal dies, mal das, meistens an vier oder fünf Tagen der Woche. Derzeit bin ich vor allem im Fitnessstudio und draußen zum Laufen. Ich liebe es, auf Skiern oder dem Snowboard zu stehen, gehe wandern, im Sommer spiele ich Beachvolleyball, Golf oder Tennis. Insgesamt bin ich einfach gerne fit und probiere möglichst alles aus.

ZWEI

Wie beeinflusst Sport unsere Psyche?

Sport und Bewegung können zum subjektiven Wohlbefinden beitragen. Wenn einen der Sport dann auch mal körperlich fordert, muss man aber erst lernen, dass sogar das sehr gut tun kann.

DREI

Warum bewegen sich viele Menschen nicht genug?

Bevölkerungsrepräsentativen Zahlen zufolge nennen die meisten Menschen, die keinen Sport treiben, „keine Zeit“ und „macht mir keine Freude“ als wichtigste Gründe für ihren Verzicht. Zeit muss man sich nehmen wollen. Und Zeit nimmt man sich besonders gerne für Dinge, die einem guttun, schon während man sie macht.

VIER

Wenn Sie jemand fragen würde, wie viel Sport er oder sie treiben sollte – was würden Sie raten?

Die WHO empfiehlt: Insgesamt mindestens 150 Minuten pro Woche Bewegung, die als etwas anstrengend empfunden wird, bei der man sich aber noch gut mit jemandem unterhalten könnte. Mindestens zehn Minuten sollte man dabei am Stück aktiv sein. Denjenigen, die Sport oder Bewegung so gar nicht mögen, rate ich: Egal was und wie lange ihr es macht, jeder Weg und jede Minute, die über das gewohnte Maß hinaus in Bewegung investiert wird, ist wertvoll.

FÜNF

Warum sind Kinder, anders als die meisten Erwachsenen, ständig in Bewegung und wie können Eltern sie fördern?

Wahrscheinlich ist es so, dass schon im Kindes- und Jugendalter Eltern, Familie und Freunde großen Einfluss darauf haben, was wir mögen und wie wir uns verhalten. Eltern sollten also nicht nur Gelegenheiten für mehr Bewegung und vielleicht sogar Sport schaffen, sondern den Spaß daran möglichst auch erleben.

SECHS

Wie hat sich Corona auf das Bewegungsverhalten von Menschen ausgewirkt?

Diejenigen, die sich schon vor Corona regelmäßig bewegt haben, haben Möglichkeiten für sich gefunden, dies auch irgendwie weiterzuführen. Schwierigkeiten hatten die, die vorher schon nicht so recht wussten, ob und wie sie zumindest hin und wieder etwas Bewegung in ihren Alltag hineinbekommen sollten. In strukturell benachteiligten Regionen und sozial schwächeren Milieus sehen wir die größten Schwierigkeiten mit chronischem Bewegungsmangel.

SIEBEN

An den olympischen Winterspielen in Peking gab es zuletzt Kritik. Wie steht es um die olympische Idee?

Mit Blick auf die teilnehmenden Sportlerinnen und Sportler scheint die Idee nach wie vor am Leben zu sein. Die Veranstaltung in Peking 2022 war meiner Meinung nach nun aber völlig daneben. Teile der Strukturen hinter den Spielen, aus meiner Sicht insbesondere das Gesamtgebäude des IOC, sind faul.

ACHT

Warum sind Sie Sportpsychologe geworden?

Zuerst einmal waren die Seminare, die ich bei meinem späteren Doktorvater Wolf-Dietrich Miethling in Sportdidaktik und

Sportpädagogik in Konstanz besuchen durfte, inspirierend.

Ich wollte aber nicht genau dasselbe machen und deshalb habe ich noch mein Psychologiestudium drangehängt. Dann kam irgendwie eins zum anderen und ich staune heute noch, dass alles so schön aufging.

NEUN

Wenn Sie etwas erforschen könnten, egal, was dafür nötig ist, was wäre das?

Mich interessiert die Metapher vom „Bauchgefühl“! Also die-seem ganz somatischen Empfinden darüber, ob etwas gut oder schlecht für uns ist.

ZEHN

Wenn Sie den Wissenschaftsbetrieb ändern könnten, würden Sie ...

... die fixe Idee über Bord werfen, dass sich Forschungsleistung in Drittmittel-Summen, also in der Fähigkeit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, Geld zur Durchführung von Projekten einzuwerben, widerspiegelt. Wäre es nicht viel wichtiger, genau hinzuschauen, was schließlich an Ergebnissen hinten rauskommt?

ELF

Was würden Sie gern können?

Die Zukunft vorhersehen, um immer rechtzeitig das Richtige und Gute tun zu können.

ZWÖLF

Womit können Sie schlecht umgehen?

Mit Schaumschlägerei!

DREIZEHN

Haben Sie ein Lebensmotto?

Qualität setzt sich durch. Immer.

VIERZEHN

Worüber haben Sie sich zuletzt gefreut?

Darüber, dass ich ganz sicher einer der insgesamt glücklichsten Menschen dieser Welt bin.

FÜNFZEHN

Berge oder Meer?

Immer Berge.

WISSEN KURIOS

DER EVOLUTIONS- GENETIKER JÖRNS FICKEL ANTWOR- TET AUF DIE FRAGE: **WIE LEBT ES SICH ALS IGEL IN BERLIN?**

Wenn die Dämmerung über Berlin hereingebrochen und im Gebüsch nebenan ein Rascheln zu vernehmen ist, dann stehen die Chancen nicht schlecht, dass es sich bei dem Verursacher des Geräuschs um einen Igel, genauer gesagt, um einen der in Westeuropa verbreiteten

Braunbrustigel (*Erinaceus europaeus*) handelt. Während Igel in der Vergangenheit keine Wohnungsprobleme hatten, denn dichte Gebüsche und Laubhaufen gab es reichlich, und sich über Nahrungsmangel nicht zu beklagen brauchten, denn auch Insekten und deren Larven gab es zur Genüge, haben sie es heute schwerer. Neben Wohnungsmangel und verringertem Nahrungsangebot gibt es ein zusätzliches Problem, das Biologen mit dem Wort „Habitatfragmentierung“ beschreiben. Mit ihren kurzen Beinen sind Igel keine sonderlich guten Kletterer, da kann eine Bordsteinkante zum unüberwindlichen Hindernis

werden. Besonders schnell sind sie mit diesen Beinen auch nicht, selbst wenn es ihnen noch gelingt, Gärten „pflegen“ Mährobotern auszuweichen. Die über Jahrtausende bewährte Strategie, sich bei Gefahr zusammenzurollen und abzuwarten, funktioniert bei der Fuchsabwehr, ist bei der Auseinandersetzung mit moderner Technik und im Straßenverkehr jedoch oft tödlich. Also haben wir uns gefragt, ob städtebauliche Strukturen wie Straßen, Zäune oder Mauern besagte Habitatfragmentierung derart verstärken, dass die ohnehin schon recht eigenbrötlerischen Igel nun nicht einmal mehr populationserhaltendem Minnedienst fröhnen können.

Zur Beantwortung der Frage sammelten wir Mundschleimhautproben von Igeln in weit auseinanderliegenden großen Parks und von anderen Grünflächen im Stadtgebiet und führten eine populationsgenetische Analyse durch. Diese ergab, dass zwar jeder Park seinen eigenen großen Igel-Famili-

enverband hat, diese Verbände jedoch alle zu einer gemeinsamen genetischen Gruppierung gehören (Biologen nennen das „Cluster“). Wenn wir davon absehen, dass die kurzen Igelbeine vielleicht doch zu mehr in der Lage sind, als wir annehmen, so bleiben zwei Möglichkeiten, dieses überraschende Ergebnis zu erklären: 1) Die zahlreichen, im Stadtgebiet verteilten Grünflächen erlauben es den Igeln, trotz städtebaulicher Barrieren in Kontakt und somit in ausreichendem genetischen Austausch zu bleiben (etwas, das Biologen Genfluss nennen), oder 2) die Berliner Igel-Auffangstation sorgt für den nötigen Genfluss, indem Tiere weit entfernt von der Stelle wieder ausgesetzt werden, an der sie eingesammelt wurden. Dem gehen wir nunmehr nach.

ES WAR EINMAL

Zum 200. Todestag von E.T.A. Hoffmann

Das Unheimliche machte seine Erzählungen weltbekannt. Hoffmann war aber nicht nur Schriftsteller, sondern auch Zeichner und Komponist



PASCAL RUDOLPH,
MUSIKWISSENSCHAFTLER

Instrumentalmusik, Kirchenmusik, Oper und Melodram: E.T.A. Hoffman hat fast einhundert Kompositionen geschrieben, von denen die meisten leider verloren gegangen sind. Obwohl seine Musik in der jüngeren Vergangenheit etwas mehr Beachtung gefunden hat, liegt Hoffmanns Bedeutung für die Musikwissenschaft weniger im Schreiben von Musik als im Schreiben über Musik. Als Musikrezensent war er ein wichtiger Wegbereiter der Kanonisierung. Seine Rezensionen sind in der Musikgeschichte von großer Bedeutung, da sie die romantische Musikästhetik begründeten. Im Zentrum dieser Ästhetik steht die Idee der „absoluten Musik“. Sie bezeichnet eine Tonkunst, die frei von außermusikalischen Zwecken ist und sich durch sich selbst legitimiert. Es liegt also eine gewisse Ironie in der Tatsache, dass einer seiner wirkmächtigsten Texte die Besprechung der Instrumentalmusik eines

anderen Komponisten ist, nämlich von Ludwig van Beethovens fünfter Sinfonie. Zu Beginn der besagten Rezension schreibt er: „Wenn von der Musik als einer selbstständigen Kunst die Rede ist, sollte immer nur die Instrumental-Musik gemeint seyn, welche, jede Hülfe, jede Beymischung einer andern Kunst verschmähend, das eigenthümliche, nur in ihr zu erkennende Wesen der Kunst rein ausspricht. Sie ist die romantischste aller Künste, – fast möchte man sagen, allein rein romantisch.“ Die Musik eröffnet uns, so Hoffmann, das Reich des „Unaussprechlichen“. Um eben dieses in Worte zu fassen, unternahm Hoffmann zahlreiche, teils skurrile Anläufe und kreative Lösungsversuche. Der fiktive Kapellmeister Johannes Kreisler, ein „verrückter Musikus par excellence“, der durch viele Musikschriften Hoffmanns geistert, ist nur ein Beispiel. Das Einbeziehen von erlebend-hörenden Subjekten, das romantische Gefühlsvokabular und die bewegte Bildlichkeit – dadurch wird Hoffmanns Poetik hörbar, ja vielleicht sogar zur Musik.

**IWAN-MICHELANGELO D'APRILE,
PROFESSOR FÜR KULTUREN DER
AUFKLÄRUNG**

Als Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann am 25. Juni 1822 in Berlin starb, setzte sein internationaler literarischer Ruhm erst richtig ein. Unter dem eingängigen Pseudonym E.T.A. Hoffmann (das „W“ des dritten Vornamens hatte er in Reminiszenz an den musikalischen Superstar Wolfgang Amadeus Mozart durch ein „A“ ersetzt) wurde er zum ersten deutschen literarischen Exportschlag auf den von neuen Massenmedien wie Zeitschrift und Zeitung geprägten Märkten des 19. Jahrhunderts. Hier etablierte er die den Unterhaltungsmarkt bis heute dominierenden Genres der Fantasy-, Mystery-, Horror-, Thriller- oder Crime-Stories. Die bedeutendsten Literaten in Frankreich, Großbritannien, Russland und den USA wurden zu seinen Followern: Als „Hoffmann in Berlin“ oder „Gespenster-Hoffmann“ taucht er in den Romanen Balzacs oder Alexandre Dumas' auf. Charles Baudelaire huldigte ihm als Erfinder einer neuromantischen Ästhetik des „absoluten“ schwarzen Humors. Im englischsprachigen Raum entdeckten Edgar Allan Poe und Robert Louis Stevenson bei ihm brauchbare Grusel-Potenziale. Und die großen russischen Erzähler Nikolai Gogol und Fjodor Dostojewski transponierten seine Grottesken in die bürokratischen Sphären des Zarenreichs.

Während Philosoph und Zeitgenosse G.W.F. Hegel die Kontinente der Vernunft ausmaß und

die Widersprüche der nach-napoleonischen Epoche zwischen Dynamisierung und Restauration auf ihre Begriffe brachte, literarisierte Hoffmann deren Nachtseiten. Was dem einen der Geist, waren dem anderen die Gespenster. Neben seriellen Motiven um Doppelgänger, Wiedergänger, Spukhäuser und belebte Automaten zählen zu Hoffmanns Standardrepertoire vorzugsweise visuelle Spezialeffekte um geraubte Augen und optische Geräte wie magische Brillen, Mikroskope, Taschenfernrohre oder Zerrspiegel. Eingebunden ist das Ganze in eine Ästhetik des Ungewissen, in der die Grenzen zwischen Wahnbild und erzählter Wirklichkeit gezielt in die Schwebelage gebracht werden. Meist ist der Erzähler selbst der am wenigsten zuverlässige Teil der Geschichte, die sich in einem mehrdimensionalen Raum kunstvoll verwobener Neben- und Parallelwelten abspielt. Durch den Hoffmann-typischen Erzählrahmen, in dem sich – häufig studentische – Kleingruppen ihre Gruselgeschichten darbieten und deren mögliche Erklärungen diskutieren, machen seine Texte nicht zuletzt das Sprechen und Schreiben über Gespenster selbst zum Gegenstand. Das Gespenstische wird so als ein Effekt diesseitiger psychischer und sozialer Probleme in Form von Wiederholungszwängen, Schizophrenien und Entfremdungen erkennbar. Zugleich verbleibt es im gattungskonstitutiven Status des Unerklärlichen und Unheimlichen. Wer bei solchen Erzählungen nicht den Kopf verliert, der habe keinen, fasste Heinrich Heine diese spezifische Hoffmannsche Dialektik der Aufklärung trefflich zusammen.



**SELBSTPORTRÄT
UM 1800**



BLITZLICHT

Antje Rávik Strubel

FREUNDE FÜR DIE ZUKUNFT

GEMEINSAM FÜR DIE UNIVERSITÄT POTSDAM

Werden auch Sie Mitglied der Universitätsgesellschaft Potsdam e.V. !

Profitieren Sie von einem lebendigen Netzwerk von Freunden, Förderern und Ehemaligen Ihrer Alma Mater und unterstützen Sie dabei den wissenschaftlichen Nachwuchs und kulturelle Projekte der Universität Potsdam.

Gemeinsam unterstützen wir:

- Preise und Stipendien
- Netzwerk- und Alumni-Events
- Vorträge und Festveranstaltungen

Ihr Engagement zählt – aus Verbundenheit und Überzeugung



www.uni-potsdam.de/uniges

Eine junge, traumatisierte Tschechin flieht vor ihren Erinnerungen an eine Vergewaltigung und trifft in Finnland auf einen Politikwissenschaftler und EU-Abgeordneten aus Estland, dessen Denken und Tun um den Konflikt zwischen Ost und West kreisen. Die Liebesgeschichte von Adina und Leonides wird unterbrochen von der rätselhaften „Blauen Frau“, die der Erzählinstanz gegenübertritt. Psychologisch facettenreich und literarisch raffiniert, so könnte man Antje Rávik Strubels Roman „Blaue Frau“ charakterisieren, für den sie den Deutschen Buchpreis 2021 erhielt. Die Schriftstellerin ist nicht nur vielfach ausgezeichnet, sie ist auch Alumna der Universität Potsdam. Im „Blitzlicht“ beschreibt sie, wie die Zeit an der Universität sie beeinflusst hat.

Sie haben Literaturwissenschaften, Amerikanistik und Psychologie an der Universität Potsdam studiert. Gab es eine Professorin oder Dozentin, die Sie besonders inspiriert hat?

Ja, und zwar Judith Klinger. Sie hat mir die Augen geöffnet für mittelalterliche Literatur, mir aber auch Michel Foucault und Judith Butler nahegebracht.

In Ihrem Roman „Blaue Frau“ geht es um eine junge Frau, die nach einer Vergewaltigung mit ihrer eigenen Sprachlosigkeit und der ihrer Umwelt konfrontiert ist. Hat Ihnen beim Schreiben Ihr Wissen aus dem Psychologiestudium genützt?

Das Psychologiestudium hat meinen Horizont in jeder Hinsicht geweitet. Ich habe ein theore-

tisches Handwerkszeug bekommen und letztendlich auch gelernt, dass wir für einander und für uns selbst nie endgültig lesbar sind. Da bleibt immer Unerklärliches. Und genau darin steckt für mich der Anlass des Erzählens. Es geht nicht darum, das klinische Bild eines Traumas zu entwerfen. Ich spüre einer Figur nach, ihrer ganz besonderen Situation. Da hilft mir die Sprache weiter, sie bietet jede Menge Möglichkeiten. Und ich muss meiner schriftstellerischen Intuition vertrauen.

Sie sind in Potsdam geboren und leben heute wieder hier. Läuft Ihnen Ihre Alma Mater dort gelegentlich über den Weg?

Wenn Sie meinen, ob ich noch hin und wieder an der Uni bin: Nein, es hat sich bisher keine Gelegenheit dazu ergeben. Aber das Uni-Gelände in Golm hat immerhin einen kleinen Auftritt in meinem Roman!



DR. JANA SCHOLZ



➔ Antje Rávik Strubel wird am 30. Juni 2022 bei der Zentralen Abschlussfeier der Absolventinnen und Absolventen 2021/22 die Festrede halten.

Rund um die Uhr bestens informiert mit der PNN

Die App der Potsdamer Neueste Nachrichten

Alle Live-Nachrichten und Eilmeldungen auf Ihrem Smartphone oder Tablet und die digitale Zeitung (E-Paper).



Exklusiv für Studierende:

Die digitale Zeitung für nur 12,95 € mtl. 50% Ersparnis gegenüber dem regulären Bezug. Gleich bestellen: pnn.de/studenten

PNN App gratis laden:



TAGESSPIEGEL
POTSDAMER
NEUESTE NACHRICHTEN



Portal

Das Potsdamer Universitätsmagazin

.....
www.uni-potsdam.de